

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Führer am Sonntag. 1933-1941 1935

50 (15.12.1935)

Der Führer

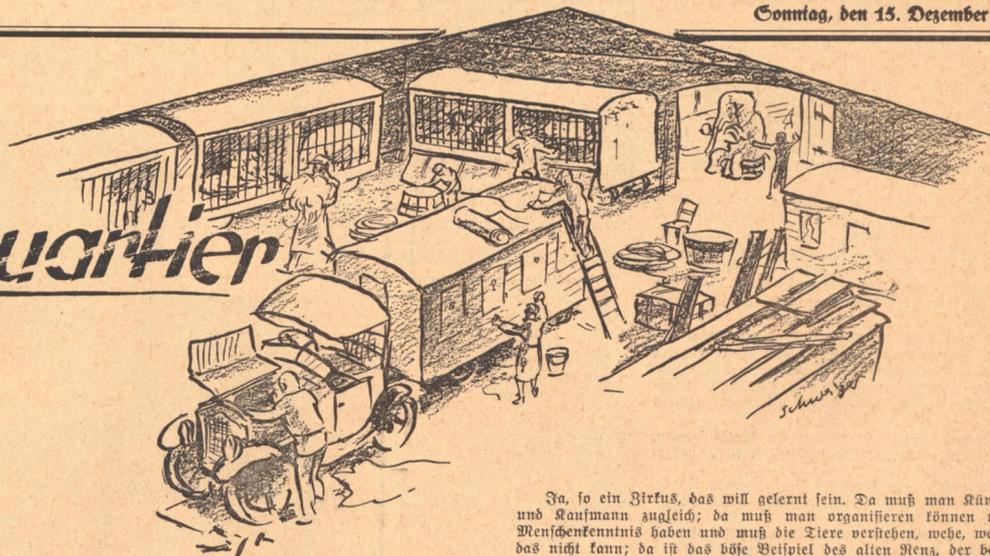
AM SONNTAG

Folge 50 / Jahr

Sonntag, den 15. Dezember 1935

Zirkus im Winterquartier

Von Löwen,
Tigern, Elefanten
und einer badischen
Zirkusfamilie



Jedesmal wenn der Herr Joseph Holz Müller durch die Dorfstraße geht, ist dies für die Bauern von Oberwiesheim eine heimliche Freude, und sie sagen „Guten Tag auch Seppel“ und nehmen achtungsvoll 's Köpfe ab und würden gern einen mit ihm trinken, denn der Seppel Holz Müller ist ein weitgereister Mann und ist schon in Rußland gewesen und wohl gar in Afrika und in der Türkei und kommt doch alle Winter, wenn er samt seinem ganzen Zirkus des Umherreisens müde ist, allemal wieder heim zu ihnen ins Dorf und lebt still und vergnügt wie sie selber. Und das gefällt ihnen. Und drum haben sie ihm auch die Dorfführer billig abgekauft für seine Viecher und haben auch ein paar von seinen Pferden in Obhut genommen und der Elefant, der Kurmi heißt und einer der klügsten und bestredigsten Elefanten der Welt ist, darf auf ihrem Dorfplatz Fußball spielen, und so kommt es, daß das stille Dörfchen Oberwiesheim bei Bruchsal in diesem Winter eine gar seltsame Menagerie beherbergt, so daß es sich schon lohnt, einmal dort hinzufahren.

Wilde Tiere sind gut und lieblich anzuschauen, wenn sie hinter recht festen Gittern wohnen und ganz sicher nicht herauskönnen. Was aber den Besuch in der Dorfführer von Oberwiesheim betrifft, so war es eine etwas gruselige Angelegenheit. Der Tag neigte sich schon und ein kalter Dezemberwind ließ Tor und Fensterrahmen ächzen und krächzen. Eine Stalllaterne verbreitete mäßigen Lichtschimmer und im Halbdunkel dahinter rumorte es und fauchte und rüttelte bedenklich an den Gitterstäben. Der Weg war schmal und eng zwischen den großen Zirkuswagen, die hier auf engem Raum zusammengepreßt sind, und Kratze und Seider, die beiden lieblichen Ewien, kamen langsam auf den Lichtschein zugefroren und schienen von dem ungewohnten Besuch nicht viel zu halten. Im Hintergrunde zermalmt die Hyäne Sonja einen Knochen und Wenzel, der Braunbär, kitzelt grimmige Laute aus. Da galt es nun, im Halbdunkel, allen Mut zusammenzunehmen und am Käfigwagen vorbei sich drücken, in dem der große Eisbär wohnt, und es wirkte nicht gerade beruhigend, daß man verflüchtigt bekam, so weit, wie Sie jetzt stehen, kann er nicht herauslangen! — Da gingen wir doch lieber zu den Affen — einer Reihe Affenaffen und einigen Papilien — die mit einer frommen Züge zusammen sich in ihren Käfigen recht wohl fühlten. Und rasch noch einen Blick auf den böse blinzelnden Wolf, der auf und ab spazierte und dann lieber wieder hinaus in den kalten Dezemberwind. Oder zu Kurmi, dem gutmütigen Elefanten, der

kurzlich bei Sturm und Regen so brav fürs WSW sammelte und jetzt bisweilen auf dem Dorfplatz trainiert wird, damit er seine wertvollen Kunststücke nicht verlernt und nicht allzu plump und faul wird.

Zirkus ist ein Saisonunternehmen. Es gibt heute kaum mehr einen deutschen Zirkus, der auch im Winter reist. Holz Müller selbst hat das versucht vor ein paar Jahren mit einem besonders konstruierten heizbaren Holz-zirkusbau; der Anfang in Saarbrücken war glänzend, aber dann kam in Dillingen in einer Herbstnacht ein Orkan und zerstörte den ganzen Bau und die Feuerwehre und die Polizei mußten kommen und die wilden Tiere wieder einfangen helfen und alles war kaputt. Jetzt überwintern die Zirkusse meist an ihren festen Standorten — Wulf in Berlin und Sarrasani in Dresden, Krone in München — und die Holz Müllers richteten



Kurmi, der Wundererlephant, bei der Arbeit

ihre allsommerliche Tournee möglichst so ein, daß sie sich in die Nähe der Bruchsaler Gegend durchspielen, denn sie sind von Dwisheim, und da die Reize von Untergrömbach sind und diese beiden vor nunmehr rund 120 Jahren die ersten deutschen Zirkusse gründeten, so dürfen wir diese mittelbadische Gegend als das Geburtsland der Zirkuskunst überhaupt ansehen und die Bauern dort sind mit Recht stolz auf ihre Landsleute, die solches geschaffen und damit den deutschen Namen in alle Welt hinausgetragen haben.

Denn letztlich bleibt die Zirkuskunst eine deutsche Kunst und wenn es auch die Amerikaner mit ihrem riesenhaften Barnum und ihrer glanzvollen Buffalo-Bill-Schau äußerlich zu größeren Ausmaßen gebracht haben und wenn auch in Frankreich und Italien und in der Türkei gar prächtige Zirkusunternehmen sich aufmachten, das Beste und am liebsten Gesehene sind immer die deutschen Zirkusse gewesen. Aber heute gibt es nicht mehr viele. Von den fünfzig deutschen Zirkussen, die wir noch 1929 hatten, besteht heute noch ein halbes Duzend. Die Krise! Die große Arbeitslosigkeit, die gerade die Arbeiter und den Mittelstand am schwersten traf, aus deren Reihen sich die Zirkusbefinder rekrutierten. Die ihren Höhepunkt wohl 1931 erreichte; da gingen sie reihenweise pleite. Aber die paar, die es durchgehauen haben, die können jetzt wieder langsam aufbauen. Seit anderthalb Jahren geht es wieder aufwärts, auch mit dem deutschen

Ja, so ein Zirkus, das will gelernt sein. Da muß man Künstler sein und Kaufmann zugleich; da muß man organisieren können und muß Menschenkenntnis haben und muß die Tiere verstehen, wehe, wenn einer das nicht kann; da ist das böse Beispiel des alten Reza, der bei seinem Tode sieben große Zirkusse hinterließ in allen Weltstädten Europas, und in ein paar Jahren war fast alles dahin. Ja, da muß man auch mal einen Puff vertragen können und doch wieder auf die Beine kommen. . . ! „Ihre größte Nummer, Herr Holz Müller“ — „Om, wohl die Singalesen; furs nach dem Krieg, 52 Männer und Frauen, wenn die am ersten Tag mit ihren Pauken und Trompeten durch die Stadt marschierten, dann war der Zirkus voll am Abend!“ — „Ihr seltsamstes Erlebnis?“ — „In der Inflationszeit mal. Da streiften alle Artisten auf einen Schlag. Da schickte ich Leute durch die Stadt und ließ verkünden, daß jetzt die Familie Holz Müller ganz allein das ganze Programm beitreten werde, 20 große Nummern! Und da hatten wir einen Erfolg wie nie zuvor; da haben die wieder aufgehört zu streifen!“ — „Ihr größter Publikumserfolg?“ — „Ja, das schätze, das war wohl doch in Tiengen im Oberland. Da ging uns das Licht aus. Wir wollten die Vorstellung abgeben und den Leuten ihr Geld wieder ausbezahlen. Aber die Leute blieben und saßen anderthalb Stunden im Dunkeln und warteten bis wieder Licht war und wir anfangen, zu spielen.“



Der Zirkus ist da! — Ein Zauberwort für die Jugend

Aufn.: Holz Müller

Zirkus. Die Einnahmen sind im letzten Jahr um 30 Prozent gestiegen. Und es klingt nicht wie ein leeres Lippenbekenntnis, wenn die Zirkusleute in ihrer schlichten Art sagen: „Wenn der Führer net komme wär' und hätt' alles gwendet, dann gäß's heut' keinen deutschen Zirkus mehr!“

Jetzt sitzen wir gemütlich in der großen Wohnküche bei's Holz Müllers und können uns von dem Schreck mit den bösen Tieren erholen. Der alte Holz Müller, zu dem die Bauern „Seppel“ sagen und dem man seine siebzig Jahre wirklich nicht ansieht, wird langsam gesprächig und packt aus seinen Erinnerungen aus: Mit 22 ist er von daheim fort — nachdem er bei seinem Vater, der ja auch schon einen Zirkus gehabt hat, gelernt hatte — und hat angefangen mit einem einzigen Pferd und einer offenen Manege. Nach einem Jahr hat's schon zu einem kleinen Aufbau gelangt und so ist es vorwärts gegangen, Jahr für Jahr, durch alle Länder Europas, durch Schweden und Norwegen, durch Rußland, durch Frankreich und Italien und durch den Balkan vor allem, wo viel Geld zu verdienen war, und aus der kleinen Manege ist ein schöner, großer Zirkus geworden, mit viel guten Pferden vor allem — was damals die Hauptsache war — und tüchtigen Artisten. Bis der Krieg kam; da wurden die Pferde requiriert und alles flog auf. Aber gleich nach dem Krieg ging's wieder los und jetzt waren auch die wilden Tiere in Mode gekommen und mit der Zeit waren Kinder gekommen und groß geworden und hatten gelernt und bekräftigt schon ein gut Teil des Programms und selbst bei vorläufiger Schäkung konnte man schon sagen, daß es ein Millionenunternehmen war, das ja mit über 100 Tieren und ebensoviel Menschen durch die Welt zog.

Es ist ein eigenartiges Geschäft, so ein Zirkus. Da hört man von den Artisten, die den Sommer über beim Zirkus waren und jetzt überall verstreut in der Welt in den Varietés und Kabarets auftreten, im Hamburger Trichter und im Schumann in Frankfurt und in Breslau im Altkar oder in Paris und die Schimpansennummer ist seit zwei Monaten in London. Aber wo immer sie auch sein mögen, schon dringt der Ruf jetzt wieder zu ihnen, der Ruf des großen Zirkus, der, kaum im Winterquartier, schon wieder die neue Reise vorbereitet. Während das große Zelt noch in Röhren generalüberholt wird und die Wagen in Plauen im Vogtland und hier in Oberwiesheim neuen Anstrich erhalten, erscheinen schon in allen Fachblättern die Inserate: Zirkus Joundsfo sucht für März 1936 bis Oktober 1936; die und die Nummer, nur erste Kräfte, Angebot an . . . Ja genau vom 1. März bis 31. Oktober geht die Zirkussaison und bringt Hunderte von Menschen zusammen in einer großen wandernden Stadt. Und schon ist der Reiseplan bis tief in den Spätsommer hinein festgelegt, schon sind die Verhandlungen im Gang mit 70 deutschen Städten und Städten, genau auf Tag und Stunde und alles muß klappen wie am Schnürchen und abends wird noch gespielt und nachts abgebaut und gereinigt und am nächsten Tag schon wieder aufgeschlagen und rasch noch einen heißen Waffel und in den Frack geschlüpft: . . . jetzt sehen Sie die große Nummer mit . . . Hier, in diesem Wunder der stillen Organisation, mag wohl auch der Grund liegen, daß gerade der deutsche Zirkus sich Weltreue erwarb.

Seltene Stunde: Da vor uns, am blank gepushten Küchentisch sitzt dieser einfach kernige Mann, ein Bauer wie alle in dieser Gegend, und fühlt sich wohl in dem stillen Dorf und redet von den kleinen Sorgen des Alltags, von der Familie, die leben will und den Viechern, die so viel Futter brauchen — 100 Pfund Fleisch und 20 Pfund Reis brauchen die Ewien pro Tag und die Affchen kriegen Milch und sein mit Marmelade bestrichene Brötchen und Kurmi, der Elefant, frisst allein täglich 150 Pfund Heu, 60 Pfund Hafer und 30 Pfund Brot — auch weiß dieser Mann von dem Leben der kleinen Bauerleute zu berichten, die wohl zu essen und trinken haben, aber wenig Geld, denn es ist ein armes Dorf; zugleich aber spricht er mit derselben Selbstverständlichkeit von den Plänen der nächsten Sommerturnee und nennt irgendwelche Zahlen und ist ein ungekrönter König in seinem Reich. Aber recht betrachtet ist gerade diese Mischung zwischen Abenteuer und Bauer, zwischen Artist und Kaufmann, das einzig mögliche für diese Menschen, für diesen Beruf des Zirkusunternehmers, der vielleicht einer der schwersten, sicher einer der eigenartigsten Berufe der Welt ist. Fred Feez.

Badische Erzähler: Elisabeth Schick-Abels, Heidelberg

Amaryllis

Die Erde atmet aus der braunen Scholle. Schwaben schweben über dem bereiten Tal. — Ueber das sanft bewegte Hügelland steigt die rote Morgenröte in den klaren Märztag.

Unter dem Fenster der Giebelstube des Fachwerkhäuses, dessen Garten und Obstwiese den Hügel hinunter ins Tal laufen, blüht die Amsel. Das Fenster steht auf und witzige Luft fällt mit dem Amstelied das helle Arbeitszimmer der Materin Sibyll Terlinden.

Das Zimmer ist morgenfrisch und blank gepußt. Das Zeichengerät liegt bereit auf dem breiten Tisch. Die Nacht war so schwer, und wenn nicht der paradiesische Zauber des Morgens wieder sein Wunder vollbracht und die Schreckbilder der Finsternis überwinden hätte — Sibyll würde vielleicht nicht die Muskel gekrafft haben und der Seele schmerz Leid in frommem Vertrauen in die letzte Ordnung ihres harmonischen Weltgefühls habe unterbringen können, ehe sie ihr Werk mit dem heutigen Tag begann.

Sie schloß das eine Fenster und wandte ihren Blick zu dem anderen, an dem sie gewahrte, daß der edle Kelch ihrer Amaryllis sich purpurrot geöffnet hatte, purpurrot, wie warmes Blut.

„Mein Herzblut“ dachte sie, „schöne, edle Blume, wie hast du es aufgehoben, daß dein Kelch darin glüht und herrlich davon geworden ist? Amaryllis, du bist meine liebste Blume.“

Und der rote Kelch der Blume Amaryllis füllte den ganzen Tag über das sonnenhelle Zimmer der Künstlerin mit magischem Glanz und einem verschwiegenen Glück. Es stand deutlich auf der glatten Stirn Sibylls, leuchtete aus ihren Augen und lächelte um ihren ernstesten Mund.

Eine Zeichnung wollte sie machen, ein Motiv formen, das ihr seit langem, ziemlich gestaltlos freilich, vorge-schwebt hatte.

Der junge Tag, der herrliche, siebringende Knabe, das mußte es sein, was Form in ihrer Schwarzweiß-Kunst gewinnen sollte.

Ihr Blick schweifte über das Land, das mit den sanften Afforden seiner Hügel zur Melodie wurde, die in den Morgenglanz aufstieg wie ein Lied von Güte und Vertrauen.

Wie die Formkraft in ihr erstarrte, wie der Stift so sicher seine Linien zeichnen konnte, so daß nach wenigen Stunden schon ein erster Entwurf das Papier bedeckte.

Sie vergaß die Tageseinteilung und war erhaunt als die junge Tochter ihrer Freundin, in deren Haus sie wohnte, zum Mittagessen rief. Sie bat, man möge ihr Fernbleiben entschuldigen und arbeitete unaufhörlich weiter.

Als schön sein Glanz mehr im Zimmer und die trostlose Stunde gekommen war, die der Dämmerung voran zu gehen pflegt, war sie so weit, daß der Siegedanke des Lichts in klare Form gebannt war. Seine alles verwandelnde Macht sprach aus dem Bild, jeder Stein und jeder Halm erfuhr sie im Bilde symbolisch für seine verjüngende Kraft da draußen in der Vorfrühlingslandschaft.

Das war der Tag, den Sibyll malte, in der Herrlichkeit des alldurchflutenden Lichts.

Sibyll spürte Müdigkeit und die angespannten Nge ihres ersten Gesichtes lösten sich in einem zufriedenen Nicken.

Es klopfte an die Türe, eine hohe, schlank Frau, wohl mehr als ein Jahrzehnt älter als Sibyll, trat ein. Sie sah sofort, daß mit Sibyll eine Veränderung vor sich gegangen sei, eine, auf die sie schon lange gewöhnt war. Obgleich sie im gleichen Haushalt lebten, saßen die beiden Frauen sich tagsüber nur im Kreis der heranwachsenden Kinder. Frau Irene kam meist in der Dämmerung herauf, die sie gern dazu benutzte, sich in die Fensterstühle zu setzen und, wenn des Herzens Ueberfluß es gebot, sich davon mitzuteilen, oder aber ihr Verständnis füreinander im Schweigen zu zeigen. Jetzt schauten sie in den von roter Blut überzogenen Abendhimmel bis der gelbe Streif am Horizont in das blaue Meer des Firmaments überging, die Rosenkugeln verlogen war und kleine Sterne an ihre seit ewigen Zeiten bestimmte Stelle sprangen.

Irene Breitenborn hatte ihren Gatten vor einigen Jahren durch eine schleichende Krankheit verloren. Die Kindererziehung war sein heiligstes Vermächtnis. Irene, deren schriftstellerische Begabung in früheren Jahren schöne Erfolge erzielt hatte, formte ihre drei Kinder wie eine Künstlerin, mit zarten, vorsichtigen Händen, und was bis jetzt unter ihrem gütigen, wachsamem Blick gediehen war, gab Gewähr für die Zukunft. Sie liebte alle drei aus dem Herzen der Mutter und dies gab noch viel Wärme für Menschen, die ihr nahe standen. Seitdem frag Irene die Freundin nach inneren Angelegenheiten, aber das Studium warmer Güte, das aus ihrem Herzen strömte, bewog Sibyll zum Sprechen.

„Ich habe die neue Plattform erreicht, auf der ich zu leben mich mühe“, sagte sie und fuhr fort, von ihren jüngsten Erlebnissen zu erzählen.

Es sei in der letzten Nacht gewesen, daß ihr noch einmal alles lebhaft vor Augen gekommen sei und all die Bedrückungen der letzten Jahre hätten sie zermalmen wollen, dann sei plötzlich eine ganz leise, kindliche Stimme in ihr erwacht, die ihr empfahl, alles mit Vertrauen in Gottes Hände zu legen. Sie habe es getan, sei darauf ruhig eingeschlafen und als die Giebelstube der grauen Morgen-dämmerung sich ihr wieder hätten nahen wollen, habe sie die Kraft gefunden, sie zu verschonen, und der strahlend heraufsteigende junge Tag habe ihr das gebracht, was sie so lange vergeblich gesucht habe, neuen Mut, neues Vertrauen und neue Schaffenslust.

„Es war eine Krise“, fügte sie still hinzu und begann dann kurz zu erzählen, daß ihre Ehe nun geschieden sei und daß die andere, um die sie zwei Jahre lang bitteres Leid getragen habe, bereits das Kind erwarde, das sie sich selbst so heiliglich gewünscht habe.

Das Martyrium ihrer Ehe hatte sie auch der Freundin gegenüber nur obenhin erwähnt, aber es war noch schwerer gewesen als es selbst denen, die um die Tatsache wußten, scheinen mochte. Das unentschiedene Gefühl ihres Gatten, nicht stark genug für die eine, war begehrtlich genug für zwei, und Sibyll, die angetraute Frau, machte steter Zweipflichtigkeit ein Ende und ging fort, anfänglich gegen den Willen ihres Gatten, aber der vollendeten

Tatsache gegenüber legte dennoch die Annehmlichkeit klarer Verhältnisse, die nicht er, sondern sie ihm geschaffen hatte, obgleich er Sibyll, wie er später erkannte, oder vielleicht auch nur zu erkennen glaubte, mehr geliebt hatte als irgendeinen Menschen.

Nun war die Ehe gelöst und das Kind der anderen war da. Und es hätte ihr Kind sein können, wenn sie gewollt hätte, aber seitdem der Zwiespalt im Gefühl ihres Gatten war, hatte sie sich von ihm getrennt, während sie äußerlich noch als Ehegatten galten.

Es waren schwere Tage für die Mutter in ihr, obgleich das gekränkte und stolze Weib und vielleicht auch das ver-siehende längt über das verlorene Liebesglück gesiegt hatte.

Noch einmal war die ganze Bitternis der zwei Jahre, die ihr dieser männliche Zwiespalt gebracht hatte, über sie gekommen als sie von der Geburt des Kindes hörte und fast zwangsläufig verfolgte sie der Gedanke, daß sie dem Schicksal durch ein anderes Verhalten hätte eine Wendung geben können, aber das Wie fand keine Lösung durch ihre Grübeleien, und als das Nachsinnen über den Bruch in ihrem Dasein sich immer wieder im Kreise drehte, kamen

die Bedrückungen der letzten Zeit, die sie nun in der Krise der Nacht überwunden hatte.

„Du bist tapfer“ sagte Irene nur als Sibyll rubig und fest von einem neuen Leben sprach, das sie ganz von Innen her aufbauen wollte. „Siehst du“, sagte sie und sah in die klugen, gütigen Augen der Freundin, „ich habe mich ja wohl bemüht, mein Leid durch angelegte Arbeit zu überwinden und viele graphische Blätter sind entstanden, die gefallen und auch Käufer fanden, aber ich weiß, dies alles habe ich meinem hervorragenden Lehrer zu verdanken, der mein angeborenes Talent für die Technik ausgebildet hat, aber ich habe gezeichnet und gemalt an Ueberkommenes und Gelerntes anlehnd und viel zu wenig aus dem Ahnen und Schauen meiner Seele heraus. Ich glaube“, fügte sie bescheiden und andächtig zugleich hinzu, „eine gute Nacht hat mich gerade durch das Schicksal auf den rechten Weg geleitet.“

„Sei dankbar und froh“ sagte Irezens warme Stimme.

Inzwischen war es dunkel geworden und der Mond war schon einen Strahlenkreis in's Zimmer hinein. Sibyll hand auf, um die Landschaft besser zu über-schauen. „Könntest du das auch malen?“ frag Irene.

„Nein, das nicht, es ist nur wie ein Pochen an meine Seele, um einem Abstraktus Einlaß zu verschaffen, der mich schon stark bewegt, so daß auch die Form deutlicher wird.“

Sie sah aufmerksam in Irezens rein wie eine Gemme geschnittenes Gesicht, das ganz hell im Besitz der Mond-strahlen sichtbar war.

„Es wird ein Figurenbild sein, Irene, und die Figur bist du. Ich war vor einiger Zeit im Museum unferer

Randeshauptstadt und sah die herrlichen Bilder der frü-hen deutschen Meister wieder. Ich erkannte, worauf es Ihnen ankam und was uns fast verloren gegangen war, nämlich den Menschen durch eine Form zu weihen, die dem entspricht, was sein seelisches Leben gewonnen hat. Und so meinte ich es, wenn ich sagte, ich wolle dich malen. Ich möchte den Sieg der gekämpften Seele, die überwunden hat, im bildlichen Ausdruck bringen. Ueber-winden wir nicht auch durch den Sphärengefang der fun-felnden Sterne, mir wenigstens hat er geholfen. Aber aufgeschlossenen sein müssen wir für ihn durch das Leid. Die Landschaft mag hineinschauen in dies Bild. Diesmal nur als rhythmische Folie“, schloß sie, fast als ob es ne-bensächlich wäre gegenüber ihrer Ausführung über die Figur.

„Wenn du die Läuterung durch das Leid darstellen willst, so vergiß mich, vergiß das Persönliche, wenn du die Form schauen willst, die deinem hohen Sinn ent-spricht. Sie muß wesentlich sein, Sibyll, so wesentlich wie ein im Endlichen verhaftetes Individuum es noch nicht ist und nicht sein kann, so sehr des Angelus Sile-fius Wort „Mensch werde wesentlich“ das Motiv seines inneren Lebens ist.“

„So ist es wohl, meine Freundin, du sagst das, was ich ausdrücken möchte, viel klarer, so gütlich möchte ich auch die Form finden für meine Figur, wozu du mir — nun kannst du nicht mehr abmehren — Anlaß bist, für die wesentliche Form in der Kunst.“

„Anlaß, Bräde, Weiser am Weg, das müssen wir uns wohl alle sein.“ „Ja“, antwortete nachdenklich Sibyll, „so ist es, wenn uns das Leben, in eine andere Sprache überseht, das Schicksal reif gemacht hat für die Abstrak-tion von allem Zufälligen. Dann meißt der Atem des Ewigens uns an und läßt uns die neue Form finden für das Wesen.“

„Tapfere Kämpferin“, sagte Irene, „und nun komm mit mir, du bist müde von so intensivem Schaffen am heutigen Tag und merkst es noch nicht. Begleite mich durch den klaren Abend auf einem kurzen Gang, den ich zu machen habe, ehe wir das Abendbrot miteinander nehmen.“

Sibyll machte Nicht Ihr Blick fiel auf den Purpur-kelch der Amaryllis. Sie mußte es der Freundin noch sagen, wie die Amaryllis sie daran mahnte, daß man Herzblut hergeben müsse, um die Schönheit zu sehen.

So gingen sie hinaus in die helle Mondnacht, gingen rasch den Hügel hinunter. Der Weg führte sie bis zum Bach, der rieselte und quirkte mit seinem silbernen Was-fer. Das schwarze Geäst der Ulmen an seinem gewun-denen Lauf und die Kappeln waren richtige Schatten über die Biese, ein Käuzchen schrie, als ob es die erha-bene Stille im Tal erst bemerkbar machen wollte. Erde und Wasser düsteten und stärkten die Frauen, die nach der kleinen Besorgung im Dorf rasch wieder den Hügel hinaufschritten in ihre kleine Welt im Hause, wo frohe Jugend sie zum Nachtmahl empfing. Das war Ent-spannung für Sibyll und für die Mutter Irene die Er-füllung des Tages.

Brief an einen jungen Dichter

Mein Lieber junger Kamerad!

Ihr Vertrauen hat mich sehr geehrt und ich will Ih-nen dafür das Meinige voll und ganz entgegenbringen. Vertrauen zwischen zwei Menschen gehört doch mit zum besten und schönsten, was sie verbindet. Vertrauen erzeugt echte und treue Kameradschaft.

Ihre Arbeit „Deutsches Freiheitsringen“ habe ich durchgearbeitet und mich sehr darüber gefreut, ehrlich und aufrichtig, weil sie gut ist, wenn auch da und dort noch kleine Ecken und Kanten zu fühlen sind, die sich aber leicht wegmekeln lassen. Ich alaube daran, daß Sie als Dichter auf dem richtigen Weg sind.

Die erste Voraussetzung für den Erfolg heißt: „Linie halten“, festhalten an der eingeschlagenen Richtung, die zum herrlichen Ziele führt. Niemand von einer anderen Seite herkommen wollen in Stil, Gehalt und Inhalt. Linie halten im strengen Sinne des Wortes. Niemand kann aber Linie halten, bevor er sie nicht gefunden hat. Sie zu suchen ist der Dichter da. Hat er sie gefunden, so hat er schon alles erreicht, was zu erreichen war. Sie sollen sich durch gar nichts beirren lassen. Das ist Gebot, erstes, heiliges Gebot der Heimat, des deutschen Volkes, des neuen Deutschlands. Es erfordert einen ganzen Keil. Ein Mann, wenn auch nur dem Wort nach, ist jeder, doch ein ganzer Keil muß man sein, stark, aufrecht, un-erschütterlich treu, wenn auch der Lebenskampf einen noch so sehr mitnimmt. Dann erst recht weiter, ohne die ge-rade Linie auch eine Strecke nur aus den Augen und aus dem Herzen zu verlieren.

Jene, die mit der Linie schon auf die Welt gekommen sind, erparren sich zwar das Suchen, verfehlen aber damit zugleich den Sinn ihrer Mission, ihr erstes Wort hätte auch ebenso gut ihr letztes sein können. Nach zurück dari man sich schon wundern, nach vorwärts muß man aber immer lebend und schauend bleiben, muß das gläubige Herz behalten zu Gott, zu den Menschen, zu sich selbst, zu allem, was das Leben uns entgegenstellt, soweit es nur gut ist. Immer müssen wir an diesem großen schönen Glauben unentwegt festhalten, am Gottesstum, am Men-schentum in uns und in den andern, damit eines am andern würdig wird. Dann halten wir Linie. So sichern wir uns den Erfolg, nicht für sich allein, sondern auch für alle unsere Volksgenossen.

Sie, mein Lieber junger Kamerad, sind, wenn ich so sagen darf, mit beiden Beinen frisch und raut in eine große, schöne, zielsetzende Zeit hineingefallen. Wir Äl-teren mußten erst in diese Zeit hineinwandern. Der Weg war oft steinig und voll Hindernisse. Ihr Jungen hattet es viel leichter. Für euch war der Weg schon bereitet und gebahnt. Ihr sollt und müßt ihn nur weitergehen, kraft-voll und mutig, selbstbewußt doch ohne Selbstüberbedung und immer mit dankbarem Herzen zum Führer, der euch auf diesem Weg vorangeht. Ihr marschiert einem großen, erhabenen Ziele entgegen. Wir freuen uns, wenn ihr mit leuchtenden Augen, roten Wangen, auf denen Ge-sundheit und Begeisterung ihre lebendigen Farben ge-malt hat, vorüberzieht. Wir freuen uns darüber ehrlich und aufrichtig, in euch das neue Geschlecht zu sehen, das nie und nimmer Deutschland aufgeben werden läßt. So stehen wir Älteren zu euch jungen Dichter, mar-schieren mit euch und halten Linie mit euch.

Eugen Singer.



Kreidezeichnung von Matthias Gehl.

Kind der Erde

von Sepp Schirpf

Solange Baum und Gras und Wasser sind
Solange bin ich der Erde Kind.
Solange kann mich nichts berücken
Und wird sie mich dereinst erdrücken
In tiefen, kühlen Liebestod,
So weiß ich doch — sie haucht mich frei ins Morgenrot!
Ich bin Ihr Werden — einerlei
Ich bin Ihr Sein — und darum — frei!

Weihnachtszeit in Nürnberg



Nürnberg
Zwelfgenmännlein

Jede Landschaft hat ihr eigenes Gepräge und die Menschen mit ihren Sitten, Gebräuchen und ihrer Sprache sind der sichtbare Ausdruck dieser Eigenart. In den Alpen sind die Bewohner so widerstandsfähig wie die Berge selbst; sie gleichen den Wetterfäusten, die allen Stürmen auf einmaler Höhe trotzen; ihr Blick ist so klar wie der tiefe Bergsee, dem man bis auf den Grund schauen kann. Die Menschen am sonnigen Rhein dagegen sind so heiter, als ob an Stelle des Blutes durch ihre Adern immer nur prickelnder Wein pulsierte. Ihre Feste voll ausgelassener Fröhlichkeit zeigen die Rheinländer so ganz ohne Maske. In Franken dagegen hat sich kein einheitlicher Menschentypus entwickeln können, weil es das Stück Erde in unserem deutschen Vaterland ist, das große landschaftliche Verschiedenheiten aufweist. Zwischen den Bewohnern des Rheingebietes, die etwas von der Beschwingtheit des Rheinländers haben, und den Fährern des Frankenwaldes, die ihren Zügen viel den Wäldern gleichen, und den Bauern der feinsinnigen Fränkischen Schweiz ist ein großer Unterschied.

Mitten im Herzen der verschiedenartig gestalteten Landschaft liegt die alte freie Reichsstadt Nürnberg. Die Menschen in ihren Mauern sind Franken, die die vielfachen Eigenschaften der ganzen fränkischen Heimat in sich schließen. Das Musike der Mainfranken ist in den Werken der Künstler verkörpert; das Bindeweise zu überwinden, finden wir bei den alten Patriziergeschlechtern, die als königliche Kaufleute dem Lande neue Wirtschaftswege erschlossen, um die Arbeiten der Nürnberger Hand-

werksmeister, die infolge ihrer hohen Qualität einen besonderen Ruf genossen, in alle Welt hinauszutragen. Unter diesen Erzeugnissen Nürnberger Gewerbetreibers nahm die Lebkucherei eine besondere Stellung ein.



Ein Gruß mit Nürnberger Lebkuchen

Das ist kein Zufall; denn die Hauptbestandteile, Honig und Gewürze, waren hier in großen Mengen zu haben. Der Honig wurde von den Heidlern (Amtern) in den Heideflächen des Sebader und Lorenzer Reichswaldes gewonnen, der im Mittelalter schon des Kaisers und des Reiches „Bienen-garten“ genannt wurde.

Gewürze brachten die Nürnberger Kaufherren von ihren Reisen aus fernen Ländern mit und die fremdartigen darunter verliehen dem Geschmack der Kuchen eine Eigenart, deren Zusammenlegung heute noch streng geheimes Geheimnis der einzelnen Lebkuchereien ist. Wie im Mittelalter so weiß man auch heute noch dieses Gebäck zu schätzen und Lebkuchen sind zu Weihnachten ein sehr begehrtes Geschenk. Die künstlerischen Packungen mit altfränkischen Bildern oder modernen Motiven geben aus der Hand bedeutender Künstler hervor.

In ganz neuzeitlich und hygienisch hergerichteten Fabriken, die uns durch die Größe der Betriebe über-



Shopfenster einer Nürnberger Lebkuchenhandlung
Aufnahmen: Sammlung W. S. Schrotenbach

raschen, werden die Lebkuchen hergestellt. Riesige Stapel von Zutaten warten in großen Lagern auf ihre Verarbeitung. Sieb-, Zerfeinerungs-, Knet-, Ausstech- und Auspreßmaschinen bereiten die Kuchen so weit vor, daß sie auf großen Blechen in Kettenöfen gebacken werden können. In Ueberzugs- und Dekorabteilungen gehen sie unter geschickten Händen ihrer Vollendung entgegen, indem sie mit Schokolade überzogen, beschriftet, verziert und bemalt werden. Besonders große und stark gemandelte Lebkuchen werden unter Verzicht auf jede maschinelle Tätigkeit mit der Hand geformt.



Ein schöner Geschenk-Lebkuchen

Neben den Lebkuchen verleiht noch eine andere Nürnberger Spezialität der Weihnachtszeit eine besondere Note, das Zwelfgenmännlein. Herrliche Typen der mittelalterlichen Stadt und seinem Hinterland werden mit köstlicher Deutlichkeit gezeichnet. Aus Rüssen, Pfauen, Feigen und Nüssen entstehen die sonnenbräunten, in ihren Zügen an die alten Holzschnitte erinnernden Gesichter der Bauern, von denen jedes für sich ein kleines Kunstwerk ist. Vom Nürnberger (Kunsthand-) Kindes-

markt sind diese Männlein und Weiblein, die ehemals Vorläufer von Puppen waren, nicht mehr wegzudenken, da sie seit Jahrhunderten ihren angestammten Platz rund um die alte schöne Frauentürme haben.

Aber zwischen den Zwelfgenmännlein laßt noch der unzertrennliche Kamerad dieser kleinen Figuren, der Nürnberger Kaufgoldengel, Er ist schön; denn sein Gewand ist aus feinem Blattgold gefügt, das in den Goldschlägereien der Schweinfürter Fürtz und Schwabach hergestellt wird. Geheimnisvoll flingt das Kauflein dieser Goldfolien, sobald die Engelchen dem wärmenden Kerzenlicht nahekommen. Das Vorbild zu diesem Weihnachtskind mag wohl der Jungfrauenbilder im Bausen der Stadt gewesen sein. Zum Zeichen, daß die Handwerkskunst im neuen Reiche wieder sehr gewickelt wird, hat die Stadt Nürnberg im Vorjahre dem Führer einen Kaufgoldengel als Weihnachtsgruß überreicht.



Nürnberg Kaufgoldengel



Schöne, gemandelte Lebkuchen werden verpackt

Weihnachtsmärkte überall

Von Norbertine Bohrmann

Der Ulmer Weihnachtsmarkt stellt seine Stände schon Jahrzehnte immer wieder rund um das Münster, dessen schöne Form himmelwärts strebt. Die zauberhafte Stimmung, die der Anblick der vielen Tännchen auslöst, die auf dem Münsterplatz dicht gedrängt stehen, erreicht ihren Höhepunkt in bunt ausgestellten Weihnachtsgeheimnissen. Festliches Gebräde und erwartungsfrohe Tage strahlt der weihnachtliche Christbaummarkt auf alle Menschen, die offenen Herzens und wie in selbigen Kindertagen an den Ständen vorübergehen, bewußt träumend im Kinderland. Der Adventsfranz mit den brennenden Lichtern, die ihren Schein in das Dunkel der Winternacht werfen, erfreuen uns froh in der Gewißheit, daß aus diesen Lichtern drei, vier und mehr werden und endlich der ganze Strahlenglanz des Christbaumes aufleuchtet.

Nicht weit von Ulm ist die alte Kunststadt München, die zum Krippenmarkt einlädt. Vielgestaltig sind die Krippen, deren künstlerische Figuren wir selbst noch in den irden Erzeugnissen des bäuerlichen Handwerkers finden. Was unseren Eltern ein Stück Familiengeschichte, eine Lieberlieferung war, was sie liebten und beglückte, das beginnt auch jetzt wieder, wenn auch nur

langsam, liebevolle Pflege zu erhalten. Es ist nicht nur so bei dem Christmarkt, sondern in allen Dingen, die dabei feilgeboten werden. In allen Zeiten versuchten künstlerische Menschen die Geschichte der Weihnacht zu gestalten im Bilde und im Lied, in Ton und Holz. Wir erleben in Krippenkunst vollkommene wie landschaftliches Gepräge tiefer Verbundenheit, an manchen mit sparsamen Ausdrucksmitteln gestalteten Figuren. In Ton, Holz und reizenden Sinnfiguren wird versucht, durch tänzerische Leichtigkeit und seltsame Verträumtheit, mit der viele erfasst sind, uns die Weihnachtslegende recht nahe zu bringen. Die deutschbewusste Haltung macht sich in den heimatischen Krippen bemerkbar, die gleichsam Stimmungsboden für das Weihnachtsereignis sind. Schlicht, doch nicht weniger wirksam, schwingt die Seele des deutschen Volkes in den Gestalten mit den klaren Gesichtern. Wir finden die Figuren bald im bayrischen Gestalt, in der Schenke des Schwarzwaldes, in einem Holzstumpf in Westfalen und überall ist die Umrahmung für das Geschehen heimatisch verbunden, feierlich ergreifend. Alle die Menschen, die uns das Weihnachtsereignis durch verinnerlichtes Schauen nahe zu bringen versuchen, gestalten in immer anderer Form.

Neben dem Krippenmarkt am Sendlingertorplatz finden wir noch den zweiten Teil, eine Weihnachtsdult

(Messe) die auch wieder den Verkauf hat von Christbaum-schmuck, allerlei Nützlichen und recht viel Unnützem; ein Paradies voll Licht und Festgeruch für die Kinder, die träumend ihre Augen über alle Herrlichkeiten gleiten lassen. Große Anziehungskraft übt der Weihnachtsmarkt aus auf Jung und Alt, und es versäumt keiner den Christmarkt zu besuchen, um kleine Geschenke zu kaufen, oder nur zu schauen und bewundern.

Für die ehrwürdige, alte Stadt Nürnberg war lange Jahre hindurch fast Jahrhunderte der Weihnachtsmarkt ebenso unzertrennlich von dem Markttag, wie der schöne Brunnen und die herrliche Frauentürme. Die lieben, vertrauten, hochgeliebten Häuser, die alljährlich auf das festliche Treiben heruntergehauen, werden auch jetzt wieder zu dem weihnachtlichen Erleben gehören, ohne die man sich den Nürnberger Christkindlesmarkt nicht vorstellen kann. Zaubrischer Glanz erfüllte die Kinderherzen in diesen Vorwochen, wenn sie strahlenden Auges bei allen den Weihnachtsherrlichkeiten stehen blieben.

Die Wiederkehr des alten, echten Christkindlesmarktes auf historischer Stätte, war für viele das schönste Weihnachtsgeschenk. Genau wie früher um die Adventszeit waren rund um die Frauentürme Verkaufsstände, die der weihnachtlichen Stimmung und den Wünschen aller Großen und Kleinen Ausdruck gaben. Dadurch wurde der alte Weihnachtszauber inmitten der Stadt wieder lebendig. Alle Zugänge zum Christkindlesmarkt sind mit Tannenreis geschmückt, schöne Gefänge mit goldglänzendem Schmuck, die das alte Kaufgoldengele in neuem Glanze darstellen. Man sagt es wäre schon fast 200 Jahre alt . . . so alt wie der Lichttragende Tannenbaum. Das ist das Wahrzeichen des historischen Christkindlesmarktes, das

Kaufgoldengele von Nürnberg. Nach altem, echtem Brauch erstrahlte in voller Schönheit der Christkindlesmarkt, der alle ühlen marktschreierlichen Händler mit wertlosen Messwaren verwies und dafür schönen flimmernden Weihnachtschmuck, darunter welchen aus Zinn, wie unsere Eltern ihn liebten, Buden mit kunstgewerblichen Gegenständen und allerlei schöngeformte Zinnfächer auf den Markt brachte. Und erst die vielen, vielen Stände, gefüllt mit Bilderbüchern und Spielzeug, was überhaupt ein Kinderherz sich ersehnen konnte. Alljährlich werden nun auf dem Markttag die weihnachtlichen Buden mit ihrem flimmernden Weihnachtschmuck, all den schönen Spielsachen, sehnsüchtig erwartet von den Kindern, um von deutschem Gemüt und deutscher Art zu erzählen.

Im ganzen Sachsenlande ist fast in jeder Stadt ein Christmarkt, der in der Woche vor Weihnachten seine Stände öffnet. Dorther, aus dem äußersten Grenzgebiet Sachsens, dem Erzgebirge, den Weihnachtsbergen kommt all die lodende Pracht, die die Menschen dort oben für leuchtende Kinderaugen schaffen. Wenn sie ausgestellt sind neben Pfefferkuchen und bunten Rüssen, die kleinen vielfarbig bemalten Pferde, Elefanten, Löwen und Tiger, glänzend lackierte Hirsche und Rehe, heitere Engelscharen für Advent und Weihnacht. Uralte Märchen nehmen Gestalt an, bärbeißige Auknadner, Monde und goldene Sterne; ihr Zauber spiegelt und klingt in vielen deutschen Herzen. Gerade in unserem so trachtenreichen Schwarzwald, in dem viele Lieberlieferungen und starkes Brauchtum noch vorherrschen, besitzen wir keinen allgemeinen Weihnachtsmarkt.

Der Kapellmeister

von Kuni Tremel Eggert



Er sah nach mehr aus als er konnte, und daß er das selbst erkannte, das wurde die Tragik seines Lebens, denn ein größeres Glück gibt es für den Menschen nicht, als fühlen, erkennen dürfen, daß er der gestellten Aufgabe gewachsen ist, daß er auf dem Wege ist, eine Persönlichkeit zu werden.

Der Kapellmeister sah glänzend aus. Sein dunkler ausdrucksvoller Kopf sah zwischen zwei mächtigen Schultern, und wenn er mit seinen melancholischen Augen über sein Publikum hinsah, dann bebten die kleinen Frauenherzen, die in ihm — dem ausgezeichneten Kapellmeister des großen Rasseballets — ihren Helden sahen. Sie trugen in ihren abgewetzten Handschuhen sein schwungvoll hingeworfenes Autogramm und ihre kleine Seele hielt den Atem an, wenn er zu einem Glanzstück den Bogen an seine Geige setzte.

Er sah aus wie ein Zigeunerprimas — aber — er war in Elberfeld geboren. Sein Vater war Kaufmann. Von ihm hatte er das Aeußere. Seine Mutter vererbte ihm ihre tiefe Musikalität mit ihren Empfindungen, unter denen er seitens zu leiden hatte.

Lange hatte ich ihn aus dem Gedächtnis verloren, ihn nicht gesehen, nichts von ihm gehört.

Als ich ihn vor Jahren in einer mitteldeutschen Stadt kennen lernte, war er jungverheiratet. Seine Frau sah ihrem ersten Kinde entgegen und er sprach von dem Ereignis wie von einem Himmel, zu dem er allein in jeder Stunde Zutritt hatte.

Die kleinen Frauen ringsum an den vergilbten, zerplatzenden Marmortischen, die auf drei aufeinander jugendstüberhöckernden Beinen viel zu eng aneinander im Lokal standen, hatten keine Ahnung von seinem Glück. Er lächelte, als er mir vertraute, hat mich aber zu schweigen, denn seine Meinung war: „Verheiratete Helden sind keine Helden mehr!“ Und dann sprach er über mich. Das brachte uns schnell einander näher. Und weil es oft so ist, daß eine Plauderstunde mit einem landfremden Menschen uns ihm näherbringt, kam, als seinem besten Freunde, so erzählte er mir die furchtbare und entscheidende Stunde seines Lebens. Ich sehe sein Gesicht heute, nach so vielen Jahren noch, und sehe die unlagbare Trauer und Schmerz in seinen schönen dunklen Augen.

Er war 24 Jahre alt, als er diese Stadt, in der sich sein Schicksal entscheiden sollte, zum ersten Male betrat. Und er war wie viele in seinem Alter, aus seiner gefundenen Lebensstraße heraus, voll berechtigter Pläne, voll Glauben und Erwartung und Hoffnung aus Leben, das ihm alles, aber auch alles noch schuldig war. Der Klang stand auf der Höhe seiner Zukunft und er hielt ihren Schatz in seinen schlanken Händen und ließ den Wind frohlich durch ihre weiße Seide knistern.

Wißlich, denn in Wirklichkeit stand er in einem doppelreißigen Gefühlssturm, in der Taile geschwungenen Flankspalats, den breiten, runden Fuß auf dem dunklen Saal, am Ende einer Straße vor einem großen Platz, und sah sich ratlos um, wozu er sich zu wenden hätte. Und er erzählte mir: „Wißlich kam ein ganz altes, wertvolles, rutilantes Weibchen mit einem großen, abgekundenen Marktfuß, aus dem gelbe Nüssen und Würstchen quakten, auf mich zu, und ohne daß ich sie etwas gefragt, ja sie nur vorher bemerkt hatte, deutete sie auf den Platz hin und sagte freundlich: „Herr, da oben ist das Café Ritter!“ Er spreizte im Erzählen jetzt noch nach Jahren entsetzt alle Finger, und sah mit der Hand an die Stirne fahrend, fragte er mich: „Verstehen Sie, was das für mich bedeutete? Ich war vor fünfzehn Minuten dem Zug entflohen, vor genau einer Viertelstunde, ich war wildfremd und die Frau erkannte in mir den Kaffeekausmüller. Mir aber sollte und konnte dieser Fluch hier nur ein Sprungbrett sein, denn in mir lagen und klangen ja Schubert, Bach und Beethoven. „Verstehen Sie“, er sah mich an und hielt seine verknorpelten Hände dicht vor sein Gesicht: „verstehen Sie die furchtbare, ja niederstimmernde Tragik dieses Augenblickes?“

„Herr, da oben ist das Café Ritter!“ Diese sieben Worte waren mir wie Senfenbrot in die Schwinge meiner Seele. So empfand ich es in derselben Minute und nie mehr, nie mehr konnte ich mich davon befreien. Nie mehr! Ich sehe, Sie verstehen mich, ich wußte das, darum auch konnte ich mit Ihnen davon sprechen.“ Müde senkte er den Kopf, nachdenklich in seiner Tasse rührend, dann trank er schluckend den zu heißen Kaffee. Und als nun ein altliches Fräulein mit roten Wädden — eine seiner treuesten Verehrerinnen — ihn mit überreißigem Kopf nickend begrüßte, dankte er lächelnd.

Ich verstand ihn, und, das mußte ich ihm aber auch sagen, ich verstand ihn wiederum nicht. Warum konnte er sich nicht genug sein in diesem seinen Beruf, der ein so schöner Beruf ist, und ihm viele begeisterte Freunde gab unter den Menschen? Erkannte er nicht, daß sein Schicksal ihn anwies, den Großen und Größten ein Dienender zu sein? Glückselig und froh zu sein im Dienste an ihrem Werk? „Neder kann doch einfach nicht Schubert sein — Bach oder Beethoven?“

Ich mußte ihm das sagen, mußte ihm sagen, daß alle Menschen zu erst ganz hoch hinauf wollen und nur ein paar wenige dürfen, daß aber der Entschluß nicht bei den Menschen liegt, sondern dort, wo unser Schicksal bestimmt wird, und daß wir trotzdem alle ein ganzes Glück finden können, wenn wir dieser unserer Bestimmung leben. Er sagte nichts darauf, aber nachher spielte er unter begeisterten Beifall seiner Hörer „Wajazzo“, „Vandier von Sevilla“, „Carmen“, ausgezeichneter und besser als je. Wie er sich, in seinem frohen oben auf dem kleinen Antritt lebend, dann mit dem stolzen, fernen Blick über alle hinweg lächelnd verneigte, da sah er wirklich glänzend aus, glänzend, froh und — beneidenswert. Nachher, als er durch das Lokal ging, sah ich — ohne es zu wollen — daß seine Beine, entgegen dem mächtigen Kopf und Oberkörper zu kurz waren, zu kurz, wie — — die Schwänne seiner Seele.

Ungeheuerliche Tragik, daß er selbst das erkennen mußte, es jeden Tag neu erkannte, jeden Tag in der Stunde, in der er mit seiner Geige oder am Klavier den kleinen schwarzen Notenköpfen ablauschte, was einem Größeren gegeben ward zu sagen.

Und dann lernte ich zufällig seine Frau kennen und — war maßlos enttäuscht. Wenn uns ein Mensch von sich erzählt, mühten wir ihn eigentlich zuerst fragen: „Mit wem einem Menschen lebst du?“ Dann erst wenn wir wußten, mit wem er lebt, würden wir ihn ganz erkennen können. Nun, diese Ehe hielt drei Jahre. Nach heftigen und aufreibenden Kämpfen brannte ihm die Frau mit einem anderen durch. So fiel auseinander, was nie beieinander war.

Nun warf er all seine Liebe auf das Kind, das die hellen Haare der Mutter, die dunklen Augen des Vaters geerbt hatte. Lie Frau, die kleine Frau und keine Mutter war, überließ es ihm gerne. Er zog mit der Kleinen wieder in seine frühere Junggesellenwohnung und seine alte Hausfrau wurde seinem Kinde eine richtige Mutter. Die Kleine blieb auch bei ihr als ihr Vater zum zweitenmale heiratete. Er ließ sich von seiner Braut bereden, daß das das Beste sei. Als er mir begegnete strahlte er vor Glück und erzählte mir begeistert: „Diesmal habe ich eine berufstätige Frau, deren Tag ausgefüllt ist.“ Sie war Tänzerin. Als ich sie tanzen sah, wußte ich — daß sie wohl tanzte, aber keine Tänzerin war. Sie rauchte wie ein Schlot und jammerte, wenn sie fünfzig Gramm zugenommen hatte, wie über das größte Unglück. Sie Raub an Schwindhust.

Monate später begegnete er mir. Ein junges, frisches Mädel ging an seiner Seite.

„Meine Tochter Biggi“ hießte er mir sie vor.

Sag doch nicht immer Biggi“ verwies sie ihn lachend. „Sag doch Brigitte Papp“ — Es klang so von weither. Er sah mich kurz an, sagte aber nichts. Abwehrend schüttelte ich den Kopf — denn ich wollte ihm ja so gerne helfen, diesem — Dilettanten des Lebens, der die Menschen immer so sah, wie er sie wünschte und sie nicht nehmen konnte wie sie waren.

Am Abend desselben Tags sagt er zu mir: „Biggi ist Ihnen näher als mir — von der ersten Minute an. Wie kommt das?“ Er fragte es ohne Eifersucht, fragte es wie einer, der auf den Grund der Dinge kommen will. Ich schüttelte den Kopf und lachte: „Wir beide sind Frauen, was liegt da näher?“

„Nein“ sagte er eigeninnig, „es muß etwas anderes sein.“

Konnte ich ihm sagen, daß gerade er, das nie begreifen würde? Nein — so sagte ich vorsichtig, um ihn nicht zu

tenmale heiratete. Er ließ sich von seiner Braut bereden, daß das das Beste sei. Als er mir begegnete strahlte er vor Glück und erzählte mir begeistert: „Diesmal habe ich eine berufstätige Frau, deren Tag ausgefüllt ist.“ Sie war Tänzerin. Als ich sie tanzen sah, wußte ich — daß sie wohl tanzte, aber keine Tänzerin war. Sie rauchte wie ein Schlot und jammerte, wenn sie fünfzig Gramm zugenommen hatte, wie über das größte Unglück. Sie Raub an Schwindhust.

Monate später begegnete er mir. Ein junges, frisches Mädel ging an seiner Seite.

„Meine Tochter Biggi“ hießte er mir sie vor.

Sag doch nicht immer Biggi“ verwies sie ihn lachend. „Sag doch Brigitte Papp“ — Es klang so von weither. Er sah mich kurz an, sagte aber nichts. Abwehrend schüttelte ich den Kopf — denn ich wollte ihm ja so gerne helfen, diesem — Dilettanten des Lebens, der die Menschen immer so sah, wie er sie wünschte und sie nicht nehmen konnte wie sie waren.

Am Abend desselben Tags sagt er zu mir: „Biggi ist Ihnen näher als mir — von der ersten Minute an. Wie kommt das?“ Er fragte es ohne Eifersucht, fragte es wie einer, der auf den Grund der Dinge kommen will. Ich schüttelte den Kopf und lachte: „Wir beide sind Frauen, was liegt da näher?“

„Nein“ sagte er eigeninnig, „es muß etwas anderes sein.“

Konnte ich ihm sagen, daß gerade er, das nie begreifen würde? Nein — so sagte ich vorsichtig, um ihn nicht zu

verstehen: „Biggi ist eine fräuliche Frau. Wenn sie den rechten Mann findet wird sie glücklich sein!“

Kurz nach sah er ins Weiße, dann sagte er: „Ich — hier machte er eine Pause und es war — als wollte er zuerst etwas anderes sagen — dann setzte er zögernd und mit einem tiefen Seufzer hinzu: „habe vom Leben nichts gelernt!“ Dieser Satz erschütterte mich tief, denn er war ein unerwartetes Bekenntnis, ein Bekenntnis über das Tun und Handeln seines ganzen Lebens — ein Bekenntnis aber auch, daß er — er allein, wohl doch nie die Kraft finden würde, sein Leben klar und so wie er es in dieser Minute erkannte durchzuführen — durchzuführen.

Jahre, wohl ein Dutzend, sind seitdem vergangen in denen ich ihn ganz aus den Augen verloren hatte. Zufällig erfuhr ich einmal, daß er in einer norddeutschen Großstadt als Stadttheaterkapellmeister hochgeehrt sei. Ich freute mich darüber aus ganzem Herzen.

Und dann — es ist knapp fünf Wochen her, las ich in einer großen Berliner Zeitung eine kurze Notiz — zufällig — oder war es kein Zufall? — denn ich lese die Witte des Unglücks absichtlich nie: „Kapellmeister X hat sich getötet in seiner Wohnung erschossen. Motiv der Tat unbekannt.“

Unbekannt? Ja — für den Berichterstatter — nicht für uns — denn — was sagt doch alles in eine kurze alltägliche Notiz dem, der von einem Menschen so viel weiß, ihn so gut kannte, wie wir den Kapellmeister?

Mit der „Scharnhorst“ nach Manila

Die Jungfernfahrt des schnellsten deutschen Ostasiendampfers

Sonderbericht für den „Führer“ von Benno Volk

Wir veröffentlichen heute den Schlussbericht über eine Fahrt mit der „Scharnhorst“, der zunächst bei der weiten Reise verloren gegangen war und uns nun nach zwei Monaten doch noch erreicht hat.

Auf der restlichen Strecke von Colombo nach Manila zeigte sich die „Scharnhorst“ von ihrer besten Seite. Schon am ersten Tag nach dem Auslaufen aus dem Hafen von Colombo bot sich eine gute Gelegenheit, die Geschwindigkeit des Schiffes zu beweisen. Als wir kurz nach Mitternacht veranlagt wurden, überholte uns ein großer holländischer Dampfer der nach Niederländisch-Indien bestimmt war. Wie groß war sein Erstaunen, als er am 13. Juni morgens 11 Uhr in Colombo eintraf und unser Schiff, das schon um 8 Uhr angekommen war, im Hafen liegen sah. Schnell kempelte er die brave „Scharnhorst“ zum „Gespenterschiff“, da er nicht gemerkt hatte, daß wir ihm kurz vor Colombo wieder vorgefahren waren. Um nun auf alle Fälle vor uns in Singapur zu sein, dampfte der Holländer schon um 17 Uhr aus dem Hafen von Colombo und hatte somit 3 Stunden Vorsprung. Doch schon um die Mittagszeit des folgenden Tages hatten wir ihn im offenen Meer eingeholt und zogen unter Siegesgeheul an ihm vorbei. Die „Scharnhorst“ war voll auf der Höhe und reiste mit einer Durchschnittsgeschwindigkeit von 21 Knoten nach Osten.

Die Passagiere, die einmal den Mittelpunkt der Bevölkerung leben wollen, können am Vormittag des 15. Juni die Schiffsküche besichtigen. Die verschiedenen Küchenarbeiten bedürfen ausschließlich elektrische Herde, Ofen und Apparate. Für alle warmen Speisen, Fleischgerichte, Suppen, Gemüse usw. ist ein großer Küchenraum mit mehreren Herden da. Die Eierpeisen werden in einer kleinen Eierküche mit feinsten Vorrichtungen zubereitet. Kaffee und Tee werden in der Kaffeeküche, kalte Speisen und belegte Brötchen in der kalten Küche hergerichtet. Für Brot, Kuchen und Gebäck sorgt die Bäckerei und Konditorei. In der Spülküche wird alles Geschir und Besteck maschinell gewaschen und getrocknet, im Kartoffelraum befinden sich Schäl- und Schneidemaschinen. Die Essenausgabe ist für 1. Klasse und Touristenklasse getrennt.

Die Vorräte für Speisesäle und Kabinen sind so groß, daß auf dem Schiff überhaupt nicht gewaschen werden muß, sondern alle verbrauchte Wäsche erst nach der Rückkehr in Bremen behandelt wird. In der 1. Klasse wird zu jeder Mahlzeit, in der Touristenklasse jeden Tag die Tischwäsche gewechselt. Auch das Speiseeis wird für die ganze Reise im voraus in Deutschland hergestellt und hält sich infolge feinsten Kühl- und Isoliervorrichtungen bis zum Ende der Reise. Gewaltige Vorräte an Lebensmitteln werden mitgeführt, eine Reise Bremen—Kobe—Bremen dauert trotz der großen Schnelligkeit 11 Wochen.

Kühe und Maschinen haben gerade auf einer Tropenreise ungeheure Anforderungen auszuhalten. Solche Vante wissen es zu verstehen und zu würdigen, wenn Adolf Hitler sich zum Ankerhalten, die früher bei manchen Meeresreisen Sitten war, so sehr erleichtert Urlaub in der Heimat und auch den so sehr erleichtert Urlaub in der Heimat. Die neuen Schiffe glänzend eingeführt haben, geht aus der Tatsache hervor, daß regelmäßig die Schiffe bereits ein halbes Jahr vor Antritt der Reise vollständig ausverkauft sind. Ein Matrose sagte mir, er hätte nur den einen Wunsch, einmal als Passagier auf der „Scharnhorst“ reisen zu können. Die Verpflegung war aber auch ausgezeichnet, Speisen und Getränke waren von erstklassiger Güte und Reichhaltigkeit. Zur Verköstigung würde ich eine Speisefarte der Touristenklasse ganz beliebigen Datums hierverfassen, wenn das nicht zu viel Platz beanspruchte. Alle Speisefarten wurden am Bord gedruckt; die Schiffsbruderschaft gab auch eine Bordzeitung und die verschiedenen Konzerprogramme heraus.

Da die meisten Passagiere unser Schiff in Penang und Singapur verlassen, findet am Abend des 15. Juni ein festliches Abschiedessen und großer Klomball statt. Bei Tisch werden Scherzgeschenke verteilt, es geht sehr geräuschvoll her und alles ist in bester Stimmung. Auch die Natur hat ihr Möglichstes, um uns einen unvergesslichen Abend zu bereiten. Einem wunderbaren Sonnenuntergang folgt eine märchenhafte Nacht; in den Abendstunden passieren wir Sabang und die Nordspitze von Sumatra; Meer und Berge erscheinen blau, silbern und schwarz im hellen Mondlicht; würde ein Matrose ein solches Bild ausstellen, so hätte man sicher das Wort

„Ritsch“ auf den Lippen. Erst in den Morgenstunden des Sonnags sucht man seine Kabine auf. Ausgerechnet in dieser Nacht wurde die Uhr nicht weniger als 72 Minuten vorgezogen.

Morgens, als wir gemeinsam ein Frühstück mit der Trompete um 7 Uhr durch ein schönes, deutsches Volkslied weckte, war es daher noch dunkel. Ad und zu fahren wir auf kleinen, festigen Inseln vorüber, um die Mittagszeit kommt Land, die Küste Hinterindiens, in Sicht. Um 14 Uhr erreichen wir die britische Insel Penang, die zu den Straits Settlements gehört und deren Hafenplatz Georgetown heißt. Die Passagiere für Penang und Sumatra verlassen hier unser Schiff. Wir halten uns im Hafen nur zwei Stunden auf; daher ist es nicht möglich, an Land zu gehen. Man betrachtet sich von Schiff aus die Insel und das gegenüberliegende Festland, auf dem einige Faktoreien sichtbar sind. Die zentralen Insel und Festland liegende schmale Meerestraße ist sehr schön und für die „Scharnhorst“ mit ihren 9 Metern Tiefgang nicht passierbar. Hier hat im Herbst 1914 der kleine deutsche Kreuzer „Emden“ ein tollkühnes Suizidunternehmen ausgeführt. Ein Tages fuhr im Morgengrauen ein Kreuzer mit vier



Auf der Reede von Manila Aufnahme: Volk

Schornsteinen ohne Flagge aus Richtung Indien in den Hafen von Penang. Die Küstenstationen vermuteten ein befreundetes japanisches Schiff und fragten nach Woher und Wohin. Der Kreuzer dampfte ruhig weiter und tat, als ob er nichts verstanden hätte. Pöflich wurde der 4. Schornstein, der aus Papp war, über Bord geworfen, die deutsche Kriegsschiffe gelehrt und im Sandumdrehen 5 englische, 2 französische und 1 russisches Schiff verlenkt. Während eröffneten die Küstenbatterien das Feuer, die „Emden“ verließ unerwartet den Schauplatz und fuhr mit Volldampf durch die Straße von Penang hinaus, die sie wegen ihres geringen Tiefganges passieren konnte. Bis vor wenigen Jahren ragten noch Ueberreste der verlenkten Schiffe aus dem Wasser, heute bezeichnet eine Boje die Stelle, wo die Schiffe liegen.

Im Schiff wird lebhaft gepakt, große Mengen Koffer und Kisten werden aus dem Gepäckraum an Deck gebracht, man nähert sich Singapur. Wieder um die Mittagszeit des 17. Juni fahren wir langsam durch die sehr eng Hafeneinfahrt von Singapur, viele Flugzeuge hatten uns schon längere Zeit neugierig betrachtet. Auch die Insel Singapur, welche ein Damm mit dem Festland verbindet, ist sehr stark besetzt. Viele Schiffe aller Art zeigen an, daß wir uns in einem der wichtigsten Hafenzentren des Weltverkehrs befinden. Hier können wir direkt am Quai festmachen. Sofort kommen

chinesische Hafendarbeiter an Bord, befehlen die elektrischen Winden und lassen die Vadebäume mit den großen Netzen für Gepäck spielen. Unter dem Reifgepäck der Holländer befindet sich auch ein Auto. Später werden die großen Vadelufen geöffnet, und eine Menge Kisten, besonders aus Holland und der Schweiz (Konserven, Milchpulver usw.) kommt aus den Tiefen des Schiffsrumpfes empor. Wir haben sehr viel Fracht, besonders auch nach Japan; darunter sind umfangreiche Maschinenteile, die in Hamburg mit Spezialkränen verladen werden mußten. Viele Fracht gibt dem Schiff eine ruhige Lage in der See. Man darf auch nie vergessen, daß Frachtbeförderung die eigentliche finanzielle Stütze des ganzen Seeverkehrs ist.

Wir verabschieden uns von den Bekannten, die sich hier auf eines der drei eigens für Scharnhorstpassagiere bestimmten Schiffe nach Java umborden lassen. In der Hitze des Nachmittags ist es unmöglich, zu Fuß in die Stadt zu gehen; ein Taxi führt uns zum Postgebäude, an das große Hafengebäude, in die Geschäftsstadt und durch die Chinesenviertel; vier Fünftel der Bewohner Singapores sind Chinesen. Sehr viel ist in der Stadt selbst nicht zu sehen, dagegen hat man gute Gelegenheit, sich billig mit leichter Wäsche und sonstigen Ausstattungsgegenständen für die Tropen einzudecken. Die ganze Länge des Quais ist von chinesischen Händlern besetzt; besonders die Schiffsbekleidung benötigt die Gelegenheit, ihren Bedarf an Tropenwäsche zu ergänzen. Natürlich muß man wie überall im Orient lebhaft feilschen; wenn das nicht liegt, der muß seinen Gelbbeutel schon etwas weiter aufmachen.

Da es nach dem Abendessen ganz schön abgekühlt hat, unternehme ich mit einer kleinen Gruppe von Bekannten aufs Geratewohl einen Wimmel in die Stadt. Ohne jeden Plan durchzurrellen wir drei Stunden lang Geschäftsstraßen, Chinesenviertel, arabische Wohnviertel und Hafenanlagen. Kein Mensch hält uns an oder will uns irgendwo hinführen, ab und zu hockt ein Mann auf dem Boden und wir sehen, ob wir fahren wollen, geht aber bald wieder weiter. Für eine Hafenschicht ist diese Ruhe auffallend. Da wegen der Wärme sich das ganze Leben bei offenen Fenstern und Türen abspielt, kann man nach Belieben die Gemohnheiten der Bevölkerung studieren. Die Chinesen halten ihre Läden bis spät in die Nacht hinein offen, auf einem großen Platz ist noch Markt und Restaurationsbetrieb, auch hier fast nur Chinesen.

Zum letzten Male für uns Manilafahrer wurden am 18. Juli, morgens halb 9 Uhr, in Singapur die Anker gelichtet; das Schiff war leer geworden, nur etwa 15 neue Passagiere, meist Indier, Malaien und Chinesen in bunter Kleidung, waren hinzugekommen. Auf Anraten des Schiffsarates ließ ich mich gegen Pocken impfen. Jedes Passagierschiff wird ja von einem Schiffsarzt begleitet, der alle Kranken unentgeltlich behandelt und auch Impfungen ausführt.

Das chinesische Meer hat nicht mehr die blaue Farbe, wie wir sie bisher in anderen Meeren gesehen hatten; eigenartige Schmutzstreifen ziehen sich durch die grünen Klüften. Beim Zahlmeister erledige ich Paß- und Zollformalitäten, packe meine Koffer und verleihe die Fringelder an die Stewardess. Am 19. Juni verläßt ich auf eine Einladung hin noch einmal einen schönen Abend auf dem wundervollen, mit Campions geschmückten Sportdeck der ersten Klasse, dann kommt der letzte Tag auf dem Schiff. Mit etwas eigenartigen Gefühlen blickt man der neuen, ungewissen Zukunft entgegen; wie wird es im fremden, weit von der Heimat entfernten Lande gehen? Man war ja auf der „Scharnhorst“ immer noch auf deutschem Boden; mit Deutschen unterhielt man sich und wurde von deutscher Verpflegung versorgt. Erst jetzt geht es richtig in die Fremde, unter Menschen, die bei aller Höflichkeit und Zivilisation doch ganz anders denken und fühlen.

Eine schöne Medaille, die uns vor dem Verlassen des Schiffes ausgereicht wird, erinnert an die Jungfernfahrt der „Scharnhorst“ und wird sorgfältig aufgehoben. Am 21. Juni wird früh geweckt, alle Passagiere haben sich in der Rauchkammer ihrer Klasse zu versammeln auch die Besatzung hat einen bestimmten Sammelplatz. Um 6.15 Uhr kommt der amerikanische Hafenzug von Manila zu einer kurzen, rein formellen Unterredung. Am schönen Pier 7 legen wir um halb 8 Uhr an die Bordmuskellappele spielt zum Abschied, dann ist die Zeit zum Verlassen des Schiffes gekommen. Die vielen neuen Eindrücke lassen mich tagsüber etwas die Reize vermissen; als ich aber abends bei herrlichem Sonnenuntergang lebe, wie die „Scharnhorst“ langsam den Hafen verläßt, denke ich mit einem Schauer an die 11 Tage und an die sieben Menschen auf dem Schiff zurück. —

Der Mann mit dem guten Ton

Die unsichtbaren Helfer beim Filmwerk - In der Werkstatt des Tontechnikers

1928 kam mit dem ersten Ton auch der erste Tontechniker ins Atelier. Der Kreis der am Filmwerk künstlerisch Schaffenden, Dichter und Komponisten, Regisseur und Schauspieler, Architekt und Musiker wurde durch den Tontechniker vergrößert. Bis dahin hatte man ihn nur hinter dem großen Glasfenster der Rundfunkstudienräume an seinen geheimnistollen Verstärker- und Mischgeräten gesehen. Diese Geräte brachte er

amerikanischen Apparaturen überlassen bleibt. In der übrigen Welt herrscht die freie Konkurrenz beider Systeme. So konnte hierbei die deutsche Technik sich eine außerordentlich wichtige Position erobern und die Werkstätten der Industrie auf lange Zeit hinaus mit Arbeit füllen. Allein in Deutschland stellten sich innerhalb von drei Jahren über 4000 kleine und große Lichtspieltheater auf Tonfilm um, fast 60 Millionen Mark wurden damals vom Kinogewerbe der Industrie zugeführt. Und gerade jene Jahre unaufhörlichen wirtschaftlichen Niederganges und tiefer Not waren es, in denen das Kinogewerbe diese bewundernswürdigen Umstellungen bewältigte.



Blick in die Tonbox. Im Hintergrund eine Filmszene

auch zum Film mit, dazu die kleinen Mikrophone und das große, wunderbare Neue: die Tonkamera.

Johrelang hatten Techniker, Ingenieure und Konstrukteure an ihrer Vollendung herumgekniffelt, hatten Patente gegen Patente gestritten, bis die Akustik die Optik einholte und es dem Lichttonverfahren gelang, die Schallwellen der Luft in elektrische umzuwandeln und diese photographisch auf ein Filmband zu fixieren. Zur Tonkamera gesellte sich die Wiedergabe-Apparatur und nun war die weite Welt des Klangs dem Film gewonnen. — Für die meisten war der Tonfilm 1928-29 ganz überraschend gekommen und viele verschlossen sich anfangs dem Neuen. Denn der hochentwickelte stumme Film war dem einen Gewohnheit geworden, schien dem andern durch die Befähigung des Klangs seine künstlerische Eigenart zu verlieren.

60 Millionen Mark!

Anfangs hand noch der Nadeltonfilm, der den Ton zum Film von riesigen, synchronlaufenden Schallplatten bezog, neben dem Lichttonverfahren, aber 1930 folgte die Eini-gung aller widerstrebbender Systeme und auch das Ende des langen Kampfes mit Amerika. Von da an läuft der Tonfilm in Europa auf den Apparaten der deutschen Klangfilm-Tobis-Gesellschaft, während Amerika den

In der Tonbox
Was der Kameramann für die Optik bedeutet, das ist der Tontechniker fürs Akustische. Er regiert im Atelier und bei Außenaufnahmen das große Reich des Klangs vom haushälterischen Klüftern bis zu dionysischen Mäßen, bis zum Donnern der Geschütze.

Bis zum vergangenen Jahre hatte er seinen Platz hoch über den Lampen, in den hohen Regionen des Ateliers. Aber dann konstruierte man für ihn die farbige Tonbox, die mit ihren eingebauten Apparaten und ihren zwei Kammern überall Aufstellung finden kann. Da der Klang ihr auf Kabeln folgt, steht sie meist entfernt von den Geschehnissen der Aufnahme in einer Ecke des Ateliers, schwer auffindbar zwischen Szenenbauten und Verhabsstüden. Und so mußte auch ich lange suchen, ehe ich in einer der großen Atelierhallen von Neubabelsberg die Tonbox fand. Ein Stück Film-Ungarn war wieder mal aufgebaut, für den neuen Spielfilm „Heißes Blut“.

Vor Häuschen mit Strohdächern, zwischen Wagen und Pferden tanzt buntes Bauernvolk um Marika Nöck als Gutstochter und Hans Stüwe als Offizier. Eine Zigeuner-kapelle spielt feurige Weisen, die der Komponist Franz Döller von der Seite aus dirigiert. Nun kommt Paul Kemp hinzu als Verwalter und macht der Gutstochter und dem Volke in einem Liebeslied klar, daß der Gutshof — pleite ist und versteigert wird!

Aber wo steckt denn der Tontechniker Dr. Seidel, den ich um einige Einzelheiten bitten möchte? Daß er anwesend sein muß, zeigen mir die zwei großen Mikrophonegalgen auf Rädern, die in ihren Linien wie stilisierte Giraffen anmuten, die ihre langen Hälse neugierig über die kleine Umwelt hinausstrecken. — Die Aufnahme wird unterbrochen. Da sehe ich den Tontechniker zu den Darstellern und zu seinen Assistenten ans Mikrophon treten, um eine klangleiche Verbesserung anzuordnen. Nun kann ich ihn begrüßen und ihn, über Kabel, Bretter und Baumstämme stolpernd, zur Tonbox folgen, die ich bei ihrer Aufstellung hinter großen Atelierbäumen noch lange hätte su-

chen können. Und dann erzählt Dr. Seidel aus seinen Berufserlebnissen.

Von wesentlicher Bedeutung für den künstlerischen Gesamteindruck des Films ist es, die Tonaufnahme in Einklang zu bringen mit der Bildaufnahme, den Eindruck, den das Optische geben will, auch dem Tonlichen zu verfaben. Jeder Klang muß seine Naturfarbe behalten, auch innerhalb großer Tonanhäufungen und seine der Handlung angepaßte Stärke. Wichtig ist hierbei die Aufstellung der Mikrophone und die Möglichkeit, den Klang zu entzerren, durch ge-sonderte Regulierung der Overtöne die Qualität des Klangs zu verbessern bzw. die Untertöne zu besonderem klangleichen Effekte zu regulieren. Die Kontrolle über die ihm von den Mikrophonen auf Kabeln aufsteigenden Töne übt der Tontechniker durch den hin und her pendelnden, beleuchteten Zeiger des Impulsmessers und durch die Steuerhebel oder Regler, die sein Mißpunkt äußerlich aufweist. In den einen Regler fließt hier z. B. die Stimme des Sängers, in den zweiten das Zigeunerorchester, in den dritten das Geräusch der Volksmenge und in den vierten die Akustik aus der Entfernung. Diese vier verschiedenen Ströme läßt er nun zu dem Klang zusammenfließen, den wir später im Kino hören.

Zwei Zellen hat die Tonbox. Die eine beherbergt den Tontechniker mit dem Mißpunkt, Lautsprecher und Signalgeräten, die zweite Kammer den Assistenten, der die Tonkamera bedient und durch ein Mikro-phon den winzigen kleinen Lichtstreifen beobachtet, der die Sprache und Klänge als hellere und dunklere Streifen und Zaden in die 14 parallelen Rillen des kaum einen Zentimeter breiten Tonstreifens einschneidet.

Die Tontechniker sind schweigsame Hören-menschen. Ihre Anweisungen erfolgen im Flüsterton, sie sind gleichsam „die Philo-sophen der Filmkunst“. Beigebend bittet



Adolf Wohlbrücks nächste Rolle: Der beliebte und vielbeschäftigte Star als „Kurier des Zaren“ mit Maria Anderson in dem gleichnamigen Europa-Film.

mich Dr. Seidel, über die vielen Schwierigkeiten seiner Arbeit am besten gar nicht zu schreiben, denn wenn das Publikum erst merkt, wieviel Ueberlegungen, Mühen und Schweiß dazu gehören, ihm die ungetriebene

Freude am Tonfilm, den guten Ton zu vermitteln, verliert es vielleicht seine Un-bekümmertheit im Kino. Man darf einem Kunstwerk nie anmerken, wie schwer es er-arbeitet ist.
H. S. Linde.

Opernfilm oder Filmoper

Von Professor Clemens Schmalstich

Die Fragestellung läßt erwarten, daß es über diese zwei Dinge zu diskutieren gälte. Das ist aber nicht der Fall, weil beide eigentlich eine Utopie sind. Die Worte sind insofern so oft ge- oder vielmehr mißbraucht worden: aus welchem Grunde ich sie an den Anfang der folgenden Erörterungen gestellt habe.

Weder läßt sich eine Oper verfilmen, noch kann man einen Film veropern. Die Gesetze der Oper sind sogar absolut gegen den Film.

Die Oper muß ihrer ganzen Struktur nach verbreitern. Sieht man doch diese Tatsache schon im Vergleich zum Schauspiel.

Was im gesprochenen Theater knapp, stockig, fast nüchtern zu sagen ist, wird in der Oper durch die Musik d. h. den verlängerten Ton, absolut seines natürlichen profanischen Charakters entleidet und läßt sich rein zeitlich nicht in derselben Kürze vorbringen.

Dieser Vergleich gilt besonders für Opern, bei denen man versucht hat, einen gewissen Konversationsston zu erreichen, eine moderne Uebertragung der alten Secorecitative. Es ist indessen nicht möglich, eine Oper nur mit diesem Stil ablaufen zu lassen. Das wesentliche sind doch die musikalisch gefanglichen Stellen, die keine Rücksicht auf nur Deklamation nehmen, sondern die musikalische Linie in den Vordergrund stellen.

Diese Arien, Duette, Ensembles oder Vieler usw. sind es aber, die den Hörer vor allen Dingen gefangen nehmen und halten bleiben; und die letzten Endes die Popu-larität einer Oper — ich bitte um Entschü-digung für dieses nicht schöne, aber treffende Wort — herbeiführen.

Diese Popularität ist es hauptsächlich, die den Film veranlaßt hat, sich gewisser Opern-stoffe zu bemächtigen, um sie zu verfilmen. Damit sind wir bei dem Problem ange-langt.

Die Möglichkeit, einen Opernstoff zu verfilmen, ist natürlich nicht von der Hand zu weisen, denn, hat er eine brauchbare Hand-lung, kann man ihn auch ins Filmische über-tragen und ihn außerdem durch die vielsei-tigen Bildmöglichkeiten, sowie den inter-essanten Szenenwechsel in der Wirkung noch steigern.

Das heißt also: Man muß nur unter Be-nutzung der Handlung einen richtigen Film schaffen. Soweit wäre alles gut.

Die Tatsache aber, daß man einen Opern-stoff als Filmbildung zugrunde legt, bringt natürlich den Gedanken nahe, die Volks-tümlichkeit verbannt, in den Bereich der Möglichkeiten miteinzubringen.

Ueber die Notwendigkeit der Musik im Film habe ich mich oft genug geäußert, wengleich sie von manchen Beurteilern noch nicht ganz begriffen zu sein scheint.

Also könnte man ja einfach eine Opern-musik dazu verwenden! So leicht indessen ist die Lösung nicht.

Eine Original-Filmmusik wird genau nach filmischen Gesetzen und bewußt auf Bildzeit-dauer geschrieben, während der Opernkomp-onist lediglich nach musikalischen, formalen oder dramatischen Notwendigkeiten komponiert hat.

Jetzt bleiben nur zwei Möglichkeiten: Das Bild muß sich entweder nach der Musik rich-

ten, oder die Musik muß im Interesse des Bildablaufes vergewaltigt werden.

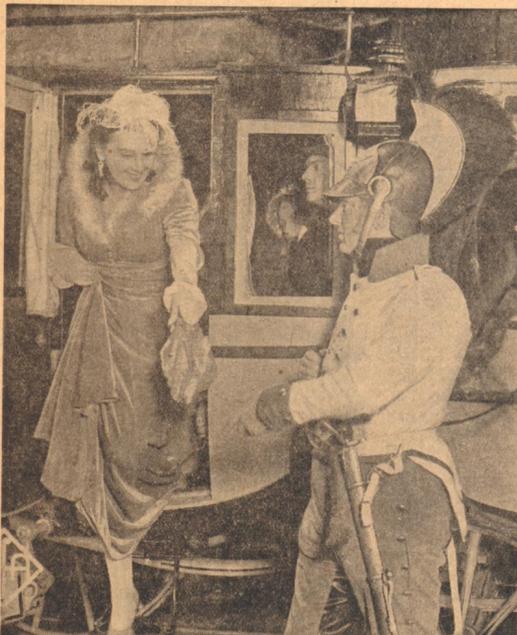
Es ist Sache des Geschmacks des musikalischen Bearbeiters, wie weit er die zweite Möglichkeit anwendet, und andererseits der intensiven Zusammenarbeit mit Drehbuch-Autor und Regisseur, um, wenn irgend an-gänglich, die erste Möglichkeit auszunutzen.

In dem Film „Letzte Note“, dem die Platonische Oper „Martha“ zugrunde liegt, hat diese Zusammenarbeit zu dem Resultat geführt, daß weder eine Filmoper noch ein Opernfilm, sondern ein richtiger Film entstanden ist, in dem trotzdem die Perlen der Musik so verankert sind, daß auch der Ver-schörer der volkstümlichen Melodien Plotons auf seine Kosten kommt.

Hierbei war es nötig, daß der Regisseur Musiknummern, die ganz erhalten bleiben mußten, filmisch anfertigte, und auf die un-mögliche Manier veränderte, einen Sänger als solchen dem p. t. Publikum vorzuführen, was selber oft bei ähnlichen Situationen geschehen ist.

Hier war also das umgekehrte Verfahren notwendig, nämlich, den Filmablauf nach der feststehenden Musik zu gestalten.

Wenn ich zum Schluß dieser Ausführun-gen noch darauf hinweise, daß die Synchronisations-Musik natürlich aus Themen der Original-Martha-Musik bestehen muß, um die Einheitslichkeit des Stils zu wahren, daß aber auch hier den filmischen Notwendig-keiten entsprechende Bearbeitung Platz greifen muß, glaube ich, das Notwendigste und Prin-zipielle gesagt zu haben, um darzutun, daß letzten Endes das Primäre: immer ein rich-tiger Film, und weder eine Filmoper noch ein Opernfilm entstehen soll.



Karl Dannemann und Lil Dagover in dem historischen Großfilm „Der höhere Befehl“



Carola Höhn und Alessandro Ziliani in dem Sängerkunstfilm „Liebeslied“



Lilian Harvey und Willi Fritz in dem Film „Schwarze Rosen“

Drei neue Ufa-Filme stellen sich vor:

Durch unruhiges Asien

Originalberichte von der großen Sven-Hedin-Expedition 1933-35

Copyright by Dr. Sven Hedin. Vertrieb für Deutschland: Ludwig Woulandt, Berlin.

In chinesischen Kriegswirren

Etwa 1100 Meilen hatten wir vermisst, als wir in Hami ankamen. Die Stadt war vollkommen verwüstet und bot einen trübseligen Anblick. Da uns geraten worden war, unsere Wache mit zwei weiteren Soldaten zu verstärken, zogen wir unter erhöhtem militärischen Schutz weiter und erkannten immer deutlicher, daß wir mitten in die chinesischen Kriegswirren hineingeraten waren. Unterwegs begegneten wir dauernd Kolonnen von Soldaten, die meisten zu Fuß einige auf Pferden und Oseln. Viele von ihnen hielten die rot-blau-weißen Kuomintang-Fahnen. Ein beklemmender Anblick, diese Jugend, die noch nie ein Gewehr gehalten hatte, und ahnungslos war, daß sie dazu anserhen war, rettungslos gegen das russische Feuer geworfen zu werden. Sie unterhielten sich lachend und scherzend, sangen, ohne zu wissen, daß ihreieder ein tragisches „morturi te salutant“ bedeuteten.

Am 16. Februar abends gelangten wir nach einer trübseligen Fahrt nach Turfan. Wir wurden zwar in der Stadt vom Stabschef des Generals Ma und General Li höflich und zuvorkommend empfangen, jedoch war uns in dieser Kriegsatmosphäre nicht behaglich zumute. Während der fünf Tage, die wir uns in der Stadt aufhielten, wurden wir zu verschiedenen Banfetten eingeladen, wobei uns auch die Willkommensgrüße des Generals Ma überbracht wurden. Trotz der außerordentlichen Gastfreundschaft verurteilte man doch schon am ersten Abend, gleichzeitig haben wir uns zu ziehen. Zuerst verlangte man, daß wir zwei Lastautos leihen sollten, um fünfzehn Soldaten des Generals Ma nach Afgha zu befördern zu können. Ich schlug selbstverständlich dieses Ansuchen glattweg ab, weil ich die beiden Wagen nicht entbehren konnte. Als hier bei uns nichts zu erreichen war, wollte man unser ganzes Gepäck durchsuchen, weil man behauptete, Orber bekommen zu haben, nachzugehen, ob er einen Radioapparat mit uns führte.

Nur Georgs Geschäftlichkeit veranlaßte mich, daß uns der Aparat nicht weggenommen wurde, weil dieser ihn rechtzeitig unter einigen Zellstücken versteckt hatte. Nachdem man sah, daß man auch hier nichts ausrichten konnte, verlangte man anzunehmende Geschenke von mir, was ich auflegte, weil mir gegen Dittung versprochen worden war, daß die Wachen zurückzugeben. Es ist klar, daß wir wegen all dieser Unannehmlichkeiten Turfan mit einem Gefühl der Unsicherheit verlassen. Auch war es uns jetzt noch nicht gelungen, Erlaubnis zu erhalten, auf irgendeinem Weg nach Urumqi, dem Endpunkt unserer Expedition zu gelangen. Wir vermuteten daher mit Recht, daß die Stellung des Generals Ma bei Damanschen hoffnungslos sei, und wir fürchteten schon damals, daß bei Turfan in Kürze kriegerische Entscheidungen fallen würden. Also waren wir, ohne es zu wollen, mitten auf den Kriegsschauplatz geraten, und das Klügste war für uns, möglichst rasch in friedlichere Gegenden zu kommen. Der einzig fahrbare Weg, der uns offenlag, war der über Karakoram nach Afgha und Kaschgar. General Li und mehrere farsichtige Kaufleute hatten uns ausdrücklich versichert, daß vollkommene Ruhe unter General Ma herrsche, wir nahmen noch verschiedene Empfehlungsschreiben mit, ferner die Bestätigung, daß wir das „geliebte“ Venzin zurückerhalten.

Der neue Leiter der Wache, die in Turfan ausgemacht war, war ein überheblicher und anmaßender Offizier. Während wir mit den früheren Wachen gut ausgekommen waren, merkte man bei diesen Leuten, daß sie nervös und überreizt waren. Zudem hatte uns Chang amertant, er habe eine ungeheuer wichtige Mitteilung für den Kriegsrat in Afgha, er selbst werde wohl kaum die Stadt lebendig verlassen.

Der von Entwässerungsarbeiten über-schwemmte Weg war furchtbar. Die Lastwagen blieben immerzu stecken. Ein russisches Flugzeug kreiste plötzlich über uns. Es wurde sofort Befehl erteilt, die Autos in größeren Abständen getrennt fahren zu lassen. Das Flugzeug verschwand aber nach kurzer Zeit in nördlicher Richtung — es mochte wohl gesehen haben, daß wir eine harmlose Expedition waren, denn wir wurden nicht bombardiert.

Am folgenden Tag hörten wir die ersten Schüsse fallen. Der Leiter unserer Wache besaß sich, daß wir so spät aufbrechen, da wir sonst nicht Karakoram vor Einbruch der Dunkelheit erreichten. Die ganze Gegend wimmelte von Mäubern, und die vielen toten Pferde und herumliegenden Uniformen mochten ihm recht geben, daß hier noch in allerjüngster Zeit harte Kämpfe stattgefunden hätten. Unsere Wachen waren uns doppelt gefährlich, einmal gefährdeten sie uns durch ihr fortgesetztes fahrlässiges Schießen, andererseits rauchten sie unabläßig Zigaretten, auf den Zigarettenstängeln sitzend, so daß ich jeden Augenblick eine Explosion befürchten mußte. Unsere Warnungen nutzten nichts, im Gegenteil, sie wurden verächtlich.

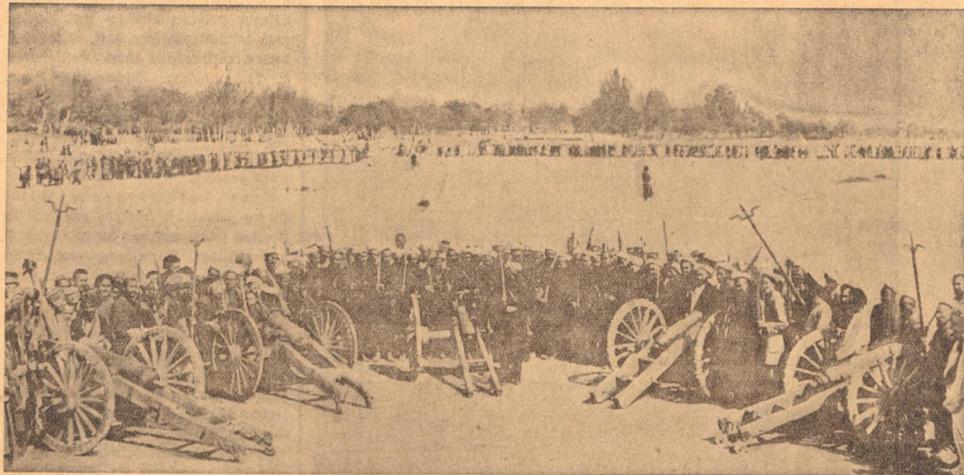
Bei einbrechender Dunkelheit erreichten wir auf wilden Zickzackwegen das Dorf Tzukur, wo Möbel, Tische und Stühle auf

den Straßen lagen und die Dächer einiger Häuser lichterloh brannten. Ein Stückchen weiter war Telegraphendraht quer über den Weg gespannt, so hoch, daß ein Reiter aus dem Sattel geworfen werden konnte. Glücklicherweise bemerkten wir das Hindernis rechtzeitig.

In Karakoram empfing uns der Kommandant äußerst höflich und wohlwollend. Der Bürgermeister überwachte sogar in eigener Person unsere Weiterfahrt. Infolge dieser

kleinen Flächen schäumt und braust, der Weg folgt dem Ufer, jede Biegung eröffnet wunderbare neue Perspektiven. Nachts kamen wir in der Stadt an; überall zerstreute Dünghäuser. Setzt und lung sind an der Spitze unseres Zuges, plötzlich kommen Soldaten mit schußbereiten Waffen hervor-gesprungen, sie lassen uns passieren, als sie ihre eigenen Offiziere auf den Autos sehen. Wir machen halt; Männer und Jungen stellen sich neugierig vor unser Auto und be-

der Aufforderung, ich müsse sofort ein Auto für ihn zur Verfügung stellen, da er umgehend nach Afgha weiterreisen müsse. Gewohnt, ich allein könne nur darüber entscheiden und er solle sich an mich wenden. Um sechs Uhr kamen zwei Offiziere, von Chang geschickt, zu mir und baten um eng-gültige Antwort. Ich teilte mit, daß ich kein Auto herausgeben könne, zumal der Wagen mir auch gar nicht gehöre. Die Offiziere entfernten sich und ich nahm an, daß



Ein Trupp einer chinesischen Räuberarmee, wie sie jetzt immer wieder den Weg der Expedition kreuzten...

Aufnahme: Nordist Rotogravür

zuvorkommenden Haltung der Behörden kam es, daß wir noch immer eine falsche Vorstellung der tatsächlichen Lage hatten. Die Offiziere, die uns begegneten, machten uns nur beruhigende Mitteilungen. Daß wir unbelästigt gelassen wären, wiegte uns natürlich in Sicherheit. In Wirklichkeit führen wir die ganze Zeit am Rande eines Vulkanes, ohne eine Ahnung davon zu haben.

Am 4. März fuhren wir durch eine Schiffschleppe auf gutem Weg auf die Daje Korla zu. Durch ein tiefeingeschnittenes Tal kommen wir in vielfachen Windungen vorwärts. Das kristallklare dunkelblaue Wasser eines

kanne uns beim Schein der Laternen. Man stellte uns einen Hof zur Übernachtung zur Verfügung. Wider Willen mußten wir zusammen mit unseren anmaßenden Wächtern Abendbrot essen.

Der Bürgermeister von Korla, dem ich, wie üblich, am nächsten Tage meinen Besuch machte, war ein alter netter Chinese; jedoch fiel mir auf, daß er uns keinen Gegenbesuch machte. Obwohl ich zuerst annahm, daß er hierzu keine Zeit hätte, wurde ich anders belehrt, als mich der Kommandant der Stadt überhaupt nicht empfing.

Nachmittags wurde unser Mr. Jew von dem Leiter der Wache, Chang, aufgesucht mit

die Sache erledigt sei. Drei Stunden später kamen jedoch wider Erwarten erneut zwei Soldaten von Chang mit der Mitteilung, ein Telefongespräch des Generals Ma er-warte mich und ich sollte sofort in den Hof kommen. Nichts Gutes ahnend bestieg ich mit Eise Hill, Mr. Jew und Georg Söder-bom mein Personauto. Auf den Trittbrettern des Autos blieben die beiden Soldaten stehen.

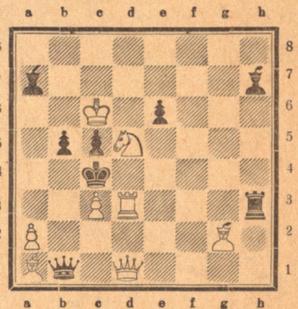
In der nächsten Folge lesen wir: **Auf Leben und Tod!**

Schach

Folge 50 — 15. Dezember 1935

Problem Nr. 49

J. Manaskopf, Herborn
B. Z. 3. Januar 1935



Matt in zwei Zügen

Dr. Cuwe erringt die Führung

25. Partie
Gespielt am 1. Dezember 1935 in
Amsterdam

Slawische Verteidigung

Weiß: Dr. Aljechin
Schwarz: Dr. Cuwe

1. d2-d4 d7-d5
2. c2-c4 e7-c6
3. Sg1-f3 Sg8-f6
4. Sd1-c3 e7-e6
5. Vc1-g5 Sd8-d7
6. e2-e3 Dd8-a5
7. c4-d5: Sf6-d5:
8. Dd1-d2 Sd7-b6
9. Vh1-d3 Sd5-c8:
10. b2-c3: Sd6-d5
11. Tal-c1
- Aljechin bringt hier ein Bauernopfer, dessen Wert er wahr-scheinlich überschätzt hat.
11. ——— Sd5-c8:!
12. 0-0 Vh8-b4
13. a2-a3 Dd5-a8:
14. Tc1-a1 Dd3-b3
15. Vd3-c2 Dd8-d5
- Anhalt 15. — Dd5
- hätte Cuwe vielleicht noch stärker 15. — Sd4-c3! spielen können.
16. e3-e4
- Auf 16. Tfb1 ant-wortet der Nachzie-hende mit 16. — c5!
16. ——— Sd3-c4:
17. Dd2-b4: Sd4-g5:
18. Td3-c5 a7-a5
19. Td4-a3 f7-f6
20. Vc2-g6?
- Von der Verzweif-lung diktiert! Die Kombination 20. Vg6? führt zu sofortigem Verlust; Weiß mußte 20. f4
20. ——— f7-f6:
21. Sd5-g6: Sd5-f3!
- Dieser schöne Zug hält die Situation. Weiß muß die Da-men tauschen und Schwarz bei gesicher-ter Stellung die Mehrbauern über-lassen. Aljechin bie-tet im folgenden seine ganze Kunst auf, aber vergebens.
22. Dd3-f3: Dd5-f3:
23. Dd3-f3: Td8-g5
24. Sg6-f4 Td5-f5
25. Sd4-d3 Td5-f4
26. Dd3-c5 f7-f6
27. Sg1-g2 Td5-f4
28. Sd5-b3 e6-e5
29. g4-g5: Vc8-e6
30. Sd3-c1 0-0-0
- hätte Cuwe vielleicht noch stärker 15. — Sd4-c3! spielen können.
31. f4-f5: Td4-g4?
32. Sg2-f3 Td8-f8
33. Sd3-c3 Td8-f6:
34. f4-f5 g7-g5
35. Sd1-d3 Vd6-c4
36. f4-f5 Tg4-g4
37. Tal-d1 Td4-h2:
38. Sd3-c4 Td2-c2?
39. Sd4-f3 Td2-c8
40. Sd3-g4 Td8-d8
- Hier wurde die Par-tie abgebrochen. Am nächsten Tage folgte: 41. Sd5 Td1: 42. Td1: Vc2? 43. Sg5: 44. Sd5: Vd1: 45. Sd6: a4 und Al-jechin gab auf.

Bücherschau

Schach-Echo. Das beste Mittel für den vorwärtsstrebenden Schachspieler zur Erlangung einer großen Spielfähigkeit ist eine gute Schachzeitung. Das Schach-Echo, das die Eröffnungslehre in jedem Heft eingehend behandelt, bringt in der Dezember-Nummer neben dem Studium der Schachischen Partie weitere 15 Partien des Welt-meisterschaftskampfes und ein Kapitel für Lernende mit interessanten Partiebeispielen. Probleme und Nachrichten aus dem gesamt-schachleben bilden den Beschluß. Stän-dige Mitarbeiter sind u. a. die Großmeister E. D. Bogoljubow und Dr. Cuwe. Der Be-zugspreis beträgt vierteljährlich 65 Pfg. Das Schach-Echo ist bei jeder Postanstalt oder beim Verlag Schach-Echo, Bochum, Christophstraße 22, zu bestellen.

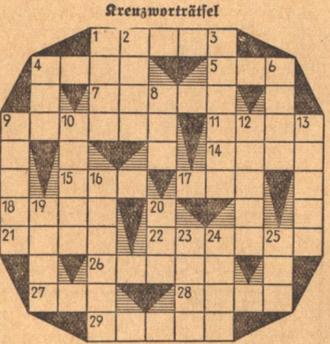
Humor

Der Genießer

Ursch kam nach Urm.
Am zweiten Abend trifft Ursch Freunde.
„Haben Sie ein gutes Hotel gefunden?“
Ursch fragte:
„Ein fabelhaftes Hotel! Sogar ein Zim-mer mit Bad habe ich. Ich kann Ihnen gar nicht sagen, wie sehr ich mich auf den Samstag freue.“

„Papa, jetzt konnt du mir endlich die ver-sprochene Mark geben! Ich sitze nun in der Schule nicht mehr auf der unteren Bank!“
„Das freut mich, mein Junge. Hier hast du die Mark. Nun sage einmal, wie hast du denn das angefangen, höher zu kommen?“
„Die unterste Bank wird gefröhren, Papa!“

Reiseführer



Kreuzworträtsel
Waagerecht: 1. Kraftmaschine, 4. Stadt in Rumänien, 5. so viel wie schlimm, böse, 7. Zoll, Schuld, 9. spanischer Maler des 17. Jahrhunderts, 11. Hochland in Asien, 14. so viel wie Keere, Wäuterei, 15. Schneeschuh, 17. Island, begrenzt, 18. Stadt in Thüringen, 21. Stadt in Holland, 22. völkisches Königsgeschlecht, 26. linker Nebenfluß des Rheins, 27. Verneinung, 28. römisches Genand, 29. Spalte. — Senkrecht: 1. Insektenlarve, 2. Strom zur Döise, 3. angestelltes Maß, 4. orientalisches Männername, 6. Etaleneinteilung der Musikinstrumente, 8. Triakunde, 9. Bezeichnung für ein ungezogenes Kind, 10. mesopotamische Hafenstadt, 12. Wälderort, 13. Schwarzer, 16. kleine Stufe, 19. Paradies-garten, 20. luftförmiger Körper, 23. Stadt in Lothringen, 24. Heilpflanze, 25. Erdkönig von Spanien.

Werbefarbenrätsel
EBERH. BROSE
AURICH

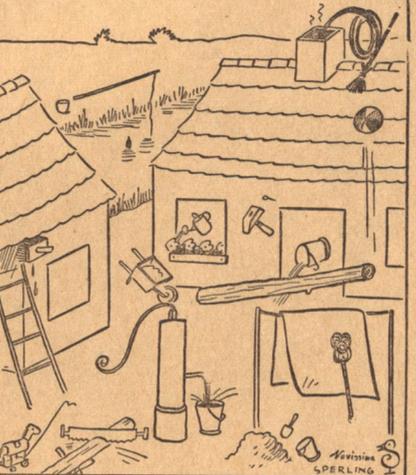
Wo verbringt dieser Herr seine Ferien?

Geographisches Silbenrätsel

Aus den Silben: a, ach, ben, bü, burgh, de, del, di, din, dorf, e, e, em, en, es, frei, gard, gat, gi, gol, gunt, he, is, in, farls, fe, len, li, li, lo, men, ni, ni, no, nol, pa, phi, ras, re, ren, ri, ru, sa, seg, sprot, stad, star, tal, tau, tep, tsa, ur, ve, wal sind 21 Wör-ter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben von oben nach unten gelesen ein Wort aus Lud-wig Meins „Wabnung“ erge-ben. (h = ein Buchstabe.)

Die Wörter bedeuten: 1. Stadt in Baden, 2. Stadt in Schottland, 3. Stadt in Westfalen, 4. Schlach-tort bei Auzig 1813, 5. Schweizer Landtschaft, 6. niederösterreichische Stadt, 7. Stadt am Garz, 8. würt-temberg. Oberamtsstadt, 9. östl. Mündungsarm der Weichsel, 10. altgriechische Tempelstadt, 11. südfrau. Festungsstadt a. d. Deau, 12. italien. Stadt a. d. Adde, 13. Hauptfluß Armeniens, 14. spanische Stadt am Palancia, 15. Stadt in Pommern, 16. türk. Schwarzmeerbüfen, 17. Haupt-stadt Assyriens, 18. nordböhm. Stadt, 19. Stadt in Brandenburg a. d. Oder, 20. italienische Insel und Stadt, 21. oberbayerische Stadt an der Donau.

Das Dorf ohne Menschen



Wer kann sagen, welche Personen hier auf diesem Bilde eine geschichtsvolle Tätigkeit ausüben? Man sieht zwar nur verschiedene Gegenstände in Bewegung, — aber vielleicht ist es möglich, zu raten, wer sich dahinter ver-birgt.

Auflösungen

Silbenrätsel: 1. Wolke, 2. Schloß, 3. Rhein, 4. Dampfmaschine, 5. Wab, 6. Regiment, 7. Gafar, 8. Gela, 9. Delfau, 10. Genand, 11. Sente, 12. Auerbach, 13. Nidmoyros, 14. Gut-tare, 15. Weibel, 16. Ostfiro, 17. Serfales, 18. Reulab, 19. Zudei, 20. Sifam, 21. Reichaus, 22. Niffensio, 23. Lindau, 24. Sente, 25. Sgar, 26. Salmat, 27. Centimeter, 28. Simalaba, 29. Si-tenau, 30. Unwerstut. — „Wer durch des Argwohn's Brille schaut, sieht Rauben selbst im Sauerkraut.“ (B. Vujak)

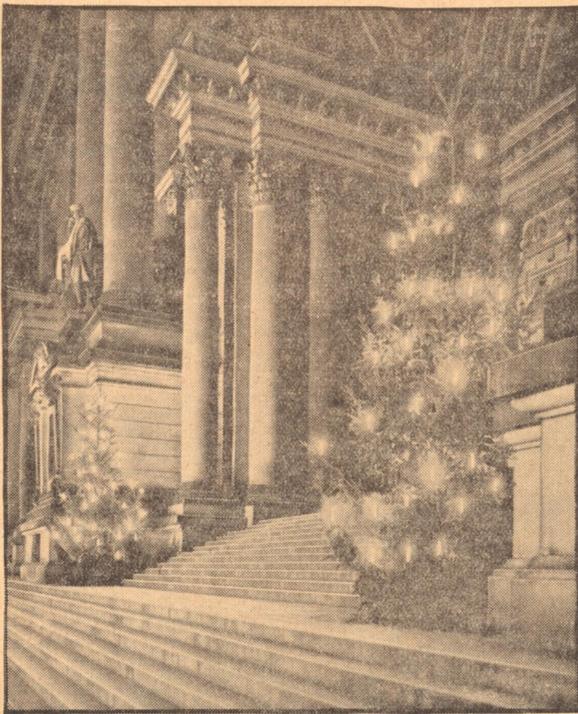
Kreuzworträtsel: Waagerecht: 1. Posa, 4. Rint, 7. Ahorn, 8. Emen, 10. Aden, 12. Sage, 13. Gera, 14. Aien, 15. Erit, 16. Gela, 19. Korb, 22. Anis, 23. Nio, 24. Rab, 25. Star, 26. Seite, 27. Saal, 28. Ente. — Senkrecht: 1. Wofa, 2. Saaga, 3. Anon, 4. Frage, 5. Ader, 6. Anaf, 9. Masten, 11. Grizen, 16. Satis, 17. Wija, 18. Aiel, 19. Rife, 20. Efen, 21. Wote.

Räuben-Dialoge: Ganges — Roff * — Finger — Waldur — Detret — Rebel, Die Dia-onalen: Gondel, Segler.

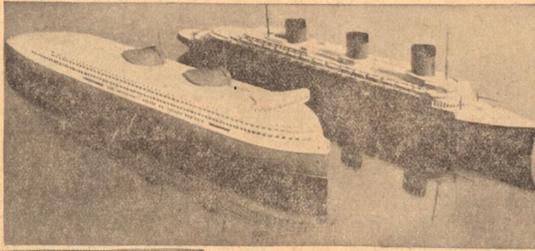


Stockholms Straßen erstrahlen in weihnachtlichem Glanz, denn das Weihnachtsfest ist eine uralte nordisch-deutsche Sitte.
Aufnahme: Presse-Photo.

Bilder der WOCHE



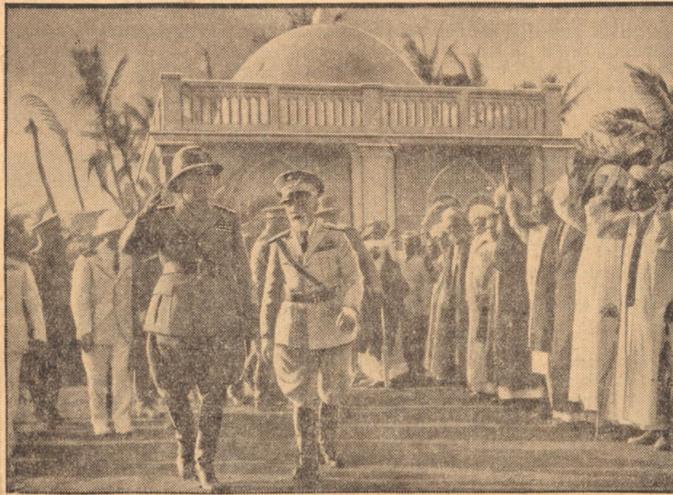
Der Weihnachtsbaum für alle
Eine Photofutur vor dem Portal des Berliner Doms. (Zusfu, R.)



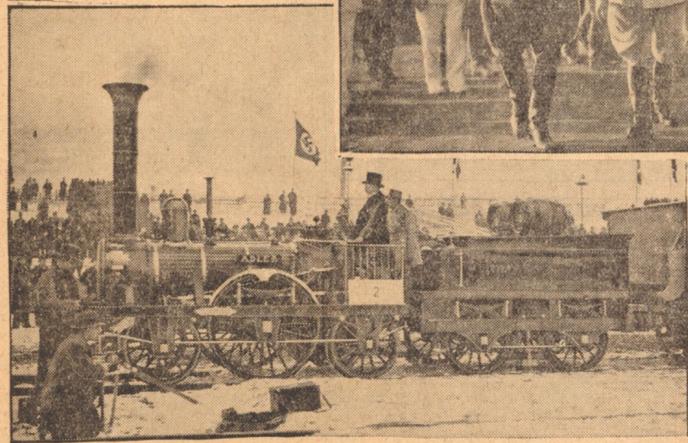
Der Dzeanries der Zukunft?
Wahrsagt eines in England geplanten, unkonventionellen, elektrisch getriebenen Stromlinienkreuzers. Der hinter zum Vergleich das Modell des gegenwärtig größten Dzeandampfers „Normandie“.
(Presse-Photo.)



Seltene Strahlenumflüge am 10. „Dankequasanta“ in New York, die vieler die Fortschritte der Amerikaner für alles Grotteste unterstreichen.
Aufnahme: Presse-Photo.



Der italienische Generalstabschef Marschall D'Adda, der zum Oberbefehlshaber über die gesamten italienischen Streitkräfte in Afrika ernannt worden ist, bei seiner Ankunft in Massaua, wo er von Marschall de Bono (rechts neben ihm) empfangen wurde.
(Presse-Bild-Zentrale, R.)



Die Parade der Dampfröffe
Ein Ausschnitt aus den Nürnbergern Feiern aus Anlaß des 100jährigen Jubiläums der deutschen Eisenbahn: Die Nachbildung des „Adlers“, der ersten Lokomotive auf deutschem Boden, während der Generalprobe für die große Parade der Lokomotiven. Wie sein Vorgänger vor 100 Jahren, fährt der Lokomotivführer im Führerhaus.
(Echel Bilderdienst, R.)

FAU-EPH

Einige Fingerzeige

Der Bildausschnitt ergibt sich zunächst aus der Wahl des Kamerastandes — und aus der Ueberlegung, ob das Motiv als Hoch- oder Queraufnahme gemacht sein will. Herrschen im Bild senkrechte Linien vor, so haben wir uns für eine Hochaufnahme zu entscheiden, bei überwiegender horizontalem Linienlauf für die Queraufnahme. Mit Rücksicht auf den Kamerastand kann unter Umständen ein Wechsel im Format (quer oder hoch) notwendig werden. — Das Verhältnis zwischen Vorder- und Hintergrund muß befriedigend sein, d. h., es sollen sich die beiden entsprechend ihren Helligkeitswerten die Waage halten. Wichtig ist es ferner, daß der eigentliche Kernpunkt des Motivs stets mehr oder weniger aus der Bildmitte gerückt erscheint. Eine Ausnahme von dieser Regel ist nur bei betont symmetrischen Motiven geboten.

Eine befriedigende Bildwirkung hängt oft weniger von der Art des Motivs selbst, als von guter Linienführung und richtiger Verteilung von Licht und Schatten ab. — Hinsichtlich der Linienführung wünschen wir eine einheitliche große Bewegung, die durch harmonische Gegenlinien noch gehoben werden kann, durch strenge Parallel-Bewegungen aber ebenso gestört wird, wie durch schwinflige Ueberhebungen. — Von ganz besonderer Wichtigkeit ist die Verteilung von Licht und Schatten, sie sollen sich harmonisch ergänzen. Wir vermeiden deshalb vor allem Aufnahmen, bei denen wir die Sonne genau im Rücken haben. Seitliche Beleuchtung ergibt bessere Kontraste und zwar desto reicher und schöner, je schräger die Strahlen auffallen, je tiefer also die Sonne steht. Sehr wirkungsvoll können ausgesprochene Gegenlicht-Aufnahmen sein, die mit zuverlässig lichtstarkem Material unbedenklich gemacht werden können, sofern man nur darauf achtet, daß die Sonne nicht direkt ins Objektiv scheinen kann. — Ganz allgemein sollen die Helligkeitswerte des Bildes entweder gegen eine Seite hin zunehmen (z. B. Himmel) oder die Mitte bzw. den eigentlichen Bildpunkt beherrschen, (z. B. Wasserfläche in dunkler Umgebung).

Die richtige Verteilung von Vorder- und Hintergrund steht in innigem Zusammenhang mit dem Verhältnis zwischen Licht und Schatten. Zur Uebung stelle man sich die Aufgabe, ein und dasselbe Motiv unter geringer Verlegung des Kamerastandes einmal mit ausgesprochen viel Vordergrund, das zweitemal fast ohne solchen aufzunehmen. Aus gelegentlicher Wiederholung dieses Versuches werden wir erkennen, daß hier keine Generalregel hilft, daß es vielmehr auf das Helligkeitsverhältnis zwischen Vorder- und Hintergrund ankommt. — Fehlt bei gewissen (Mittelgrund-) Motiven ein entsprechend interessanter Vordergrund, so kann dem Bild als solchem eventuell jede Wirkung verloren gehen. Einförmiger Vordergrund soll deshalb durch geeignete Staffage belebt werden. Dabei wollen wir daran denken, daß die Staffage einzig den Zweck hat, gewisse Teile des Bil-

des zu unterbrechen, nicht aber das Bild zu zerreißen. Die Staffage ist Mittel zum Zweck, nicht Selbstzweck, — sie hat sich ihrer Umgebung fittig und harmonisch einzuordnen, nicht aber sie zu zerstören! Handelt es sich dabei um Personen, so muß jede Pose vermieden bleiben, damit die Aufnahme nicht ihre Natürlichkeit verliert. Wir werden also bemüht sein, Personen immer in einer gewissen, der Art des Motivs angepaßten Aktion zu bringen: am Strand des Meeres etwa nach einer Muschel sich bückend, im Gebirge vielleicht die Aussicht genießend usw. Auf alle Fälle vermeide man den Blick ins Objektiv! Am natürlichsten wirkt allemal die Rückenfigur, die sich dem Bildgänger in folgebefehen auch am überzeugendsten einfügen wird. — Unbelebte Gegenstände, die als Staffage dienen sollen (ein Auto, oder ein ländliches Fuhrwerk oder dergl.), bringe man möglichst in schräger Verkürzung ins Bild oder man läßt sie auch vom Bildrand anschnitten.

Die Farbenempfindlichkeit oder besser Tonverträglichkeit einer Emulsion muß für die Gesamtbeurteilung der Güte eines bestimmten Filmes mit von ausschlaggebender Bedeutung sein. — Wir verstehen unter Tonverträglichkeit jene Eigenschaft des Filmes, die natürlichen Farben in ihren Tonwerten so wiederzugeben, wie sie dem menschlichen Auge erscheinen. Das orthochromatische Material erfüllt diese Forderung nur innerhalb der gelben und grünen Farbskala, — das panchromatische hingegen ist in höherem Maße rotempfindlich, es gibt also auch die Tonabstufung der roten Skala als solche und im Verhältnis zu den übrigen Farben des sichtbaren Spektrums richtig wieder. — Die etwas überhöhte Blau-Empfindlichkeit, die heute allen bekannten Emulsionen eigentümlich ist, wird durch Verwendung eines hellen Gelbfilters ohne weiteres ausgeglichen.

Das Gelbfilter. — Selbst bei den hochwertigsten Aufnahmematerialien überwiegt noch immer die Eigenempfindlichkeit des Bromsilbers für Strahlen der blauviolethen Skala. Durch die Vorkäufung eines gelb gefärbten Filters kann die Wirkung dieser Strahlen wesentlich verringert werden. — Weiße Wollen, wie wir sie zur Unterbrechung und Belebung eines sonst gleichmäßig getönten Himmels immer wünschen, die aber in der Regel den weitaus höchsten Helligkeitswert des Bildes darstellen werden, sind ohne Filterung überhaupt nicht zu erfassen oder sie kommen so flau, daß die erhoffte Bildwirkung vollkommen verlorengeht. — Da durch eine Filterung aber die ins Objektiv gelangende Lichtmenge naturgemäß verringert wird, ist darauf zu achten, daß bei Verwendung eines Filters auch entsprechend länger belichtet oder eine entsprechend größere Blende verwendet werden muß. Beim schwächsten Gelbfilter (dessen Verwendung sich empfiehlt), ist die Belichtungszeit zu verdoppeln oder die nächst größere Blende zu wählen.

Fortsetzung folgt.

Adamson und der Rabe

